1,90 DM / Band 714
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Totenfrau ist da

Frankreich F 6,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Die Totenfrau ist da

John Sinclair Nr. 714

von Jason Dark

erschienen am 10.03.1992

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Totenfrau ist da

Angst überfiel den Mann!

Eine beklemmende, furchtbare Angst, wie Dr. Scott sie noch nie zuvor erlebt hatte.

Dabei gab es keinen Grund für dieses Gefühl. Es war alles so normal - das Haus, die Nacht, die Stille.

Trotzdem konnte er das Gefühl einfach nicht unterdrücken. Es war wie eine Fessel, die sehr viele Knoten und Schlingen um ihn gezurrt hatte und die sich immer enger zusammenzog. Dieses Gefühl beeinträchtigte seine Atmung. Wenn er Luft holte, hörte es sich an, als würde er in einen alten Eimer blasen.

Er saß allein in seinem Arbeitszimmer, bei dem die hohe Holzdecke in der Dunkelheit aussah wie ein wabernder Himmel. Ebenfalls hohe Regale bedeckten die Wände. Sie waren dermaßen vollgestopft mit Büchern, daß es keine Lücken gab. Und auch der wuchtige Schreibtisch - noch ein Erbstück seines Vaters - paßte zur Einrichtung. Hinter diesem Schreibtisch hatte er oft genug gesessen und über Noten gegrübelt. Dort hatte er über Schicksale junger Menschen entschieden und ihre Zukunft sowohl zum Positiven als auch zum Negativen hin beeinflußt.

Ihm gefiel der Sessel nicht mehr. Sein Lieblingsplatz kam ihm vor wie ein Feuerstuhl. Dr. Hyram Scott wollte nicht mehr länger hockenbleiben und sich nur auf seine Angst konzentrieren. Er mußte weggehen. Vielleicht ging es ihm dann besser.

Als er aufstand, geriet auch die Sitzfläche des Sessels in Bewegung. Sie knarrte, und es hörte sich an, als würden verschiedene Stimmen unterschiedlicher Tonlage durcheinanderjammern.

Dann stand er.

Er reckte sich.

Seine Glieder taten ihm weh. Er verzog das Gesicht, dachte an sein Alter und sagte sich, daß er eben mit zweiundsiebzig nicht mehr der Jüngste war. Da mußte er den Jahren halt Tribut zollen.

Mit müden Schritten bewegte er sich auf das Fenster zu. Er näherte sich der Scheibe im schrägen Winkel, hatte den Kopf angehoben, schaute gegen den dunklen Nachthimmel, und da sah er ihn.

Es war der Mond! Er stand groß und leuchtend am Himmel.

Genau in diesem Augenblick steigerte sich seine Angst zur Todesfurcht. Er wußte sich keinen Rat, war völlig unsicher geworden und stellte dann fest, daß seine Furcht und der Anblick des Mondes in einem unmittelbaren Zusammenhang standen.

Es gab keine logische Erklärung für dieses Phänomen. Es war einfach da. Es hatte ihn erwischt, er wußte, daß er ihm nicht widerstehen konnte, daß es jetzt andere Kräfte waren, die über sein Leben bestimmten.

Kräfte, die sonst im Verborgenen lagen und nun hervorgekrochen kamen. Unheimliche, andere Kräfte, vom Mond angelockt, der in die Tiefen der bösen Sphären hineindrang und das Grauen zusammen mit der Angst an die Oberfläche brachte.

Er hatte Mühe mit der Luft. Es fiel ihm sehr schwer, die Distanz bis zum Fenster zu überbrücken.

Seine Beine waren so schwer geworden. In den Waden und auch den Oberschenkeln spürte er das Kribbeln, und die Füße schleiften über den Teppich.

Endlich hatte er sein Ziel erreicht. Er stützte seine Hände auf die Fensterbank, schaute gegen den Mond und dachte daran, daß er in

dieser Nacht besonders hell schien.
Hatte dies etwas zu bedeuten? Waren seine Strahlen tatsächlich auf ihn gerichtet, oder bildete er sich das nur ein?
Er konnte nichts darüber sagen, keine Auskünfte geben, sein Denkvermögen funktionierte nicht mehr richtig, die Angst war wie ein Kokon, der ihn umwickelt hatte.
Er stand da und atmete schwer. Auf der Scheibe blieb eine beschlagene Fläche zurück. Wenn er gegen die schaute, sah er das Mondlicht verschwommen.
Noch immer hatte er sich nicht beruhigt. Seine Seele kochte, die Furcht verstärkte sich, der Mond kam ihm vor wie ein gelbes Untier, das es einzig und allein auf ihn abgesehen hatte.
Am liebsten hätte er dagegen geschossen und es einfach zerstört. Ausradiert, zerfetzt, in zahlreiche Stücke geschossen. Er wollte ihn einfach nicht mehr sehen.
Aber der Mond war stärker, und seine Kraft war es auch.
Hyram Scott hatte oft darüber gelesen, er hatte sich Gedanken gemacht, er wußte Bescheid, und mehr als einmal war ihm klargeworden, daß der Mond über die Macht verfügte, das Schicksal der Menschen zu beeinflussen. Das alles stimmte ja, es gab nur keinen Grund für seine Angst.
Oder doch?
Möglicherweise war es die Erinnerung an die Morde, die in den letzten Jahren bei Vollmond geschehen waren.
Er wußte nicht, wie viele Menschen ums Leben gekommen waren. Ein halbes Dutzend Tote hatte es schon gegeben, und immer wieder hatte man von einer geheimnisvollen Frau gesprochen, die bei Vollmond durch die Nacht gewandert und wie die Totengräber gekleidet war.
Bestätigen hatte die Aussagen niemand können. Doch immer dann, wenn der Vollmond leuchtete, kamen die Erinnerungen daran zurück, und dann hatten sich auch die Katzen so seltsam benommen.
Dann waren sie nervös geworden, sehr unruhig. Dann hatten sie geschrieen, als wäre jemand dabei, ihnen ein Leid anzutun. All das wußte er, und es gab auch Menschen, die das Erscheinen der Katzen mit den Morden in einen bestimmten Zusammenhang gebracht hatten.
Unsinn oder nicht?
Dr. Scott schrak zusammen und gab einen leisen Schrei von sich, als er vor dem Fenster den Schatten sah, der sich mit einem heftigen Sprung vom Boden gelöst hatte und auf die äußere Fensterbank sprang.
Es war eine Katze!
Sie starrte ihn aus ihren runden Augen an, die eine türkisene Farbe angenommen hatten und auf ihn so kalt und gefühllos wirkten wie

zwei eingefärbte Messerklingen, die ihn bald durchbohren würden.
Die Katze war pechschwarz, machte einen Buckel und fauchte. Der einsame Mann hinter der Scheibe glaubte sogar, das Schreien oder Fauchen des Tieres zu hören.
Es war ein Irrtum, eine Einbildung. Ganz im Gegensatz zu dem Geräusch, daß er hinter sich hörte und das ihm so bekannt vorkam, denn die Tür knarrte schon seit Jahren, wenn sie langsam aufgedrückt wurde.
Er drehte sich um.
Hyram Scott konnte zunächst nichts erkennen, weil es in seinem Zimmer einfach zu dunkel war. Er verzichtete gern darauf, das Licht einzuschalten, denn er war ein Freund der Dunkelheit, die ihm immer einen gewissen Schutz gab. In ihr fühlte er sich geborgen, doch in dieser Nach war alles anders.
Da kam sie.
Da war die Angst da, und sie wurde von einer weiteren Katze weitertransportiert, denn sie hatte es geschafft, die Tür aufzudrücken und sich in den Raum zu schleichen.
Er ahnte den schwarzen Körper mehr, als daß er ihn sah. Die Katze war ebenfalls pechschwarz, nur schimmerten ihre Augen bläulich. Auf leisen Pfoten, als würde der Teppich mit Samt gestreichelt, kam sie näher an den einsamen Mann heran.
Er konnte mit ihr nichts anfangen. Sie gehörte nicht zu ihm, doch ihm fiel ein, daß kurz vor den schrecklichen Verbrechen immer wieder Katzen erschienen waren und man diese sogar als die dunklen Todesboten ansah.
Er hatte nichts gegen Katzen, er haßte sie nicht, er liebte sie nicht, sie waren ihm egal.
Nicht in dieser Nacht.
Da merkte er schon, daß sie ihm Furcht einjagten. Er traute sich nicht einmal, seinen Platz am Fenster zu verlassen und tiefer in sein Arbeitszimmer zu gehen.
Die zweite Katze bewegte sich vor.
Wieder nur hörte er das leise Schleifen, wenn die Pfoten über den Samt strichen.
Dann war sie da.
Und plötzlich sprang sie hoch!
Der Schatten streckte sich in der Luft, die Augen zuckten, das leise Fauchen empfand Dr. Scott als Warnung, dann hatte das Tier sein Ziel erreicht, hockte mitten auf seinem Schreibtisch und schaute in seine Richtung. In seiner Ruhe wirkte es wie ein ausgestopftes Tier, das sich in eine Lauerstellung begeben hatte und erst erwachen würde, wenn es eine falsche Bewegung sah.
Dr. Scott rührte sich nicht.

Längst kam ihm die Luft in seinem Arbeitszimmer vor wie die in einer Sauna. Er atmete nur durch den Mund, aus Furcht, die Katze stören zu können.

Gleichzeitig dachte er daran, daß er zwischen diesen vier Wänden nicht länger bleiben wollte. Er mußte das Zimmer verlassen. Ihm kam es vor wie ein Ort zum Sterben.

Getötet durch Katzen?

Der Gedanke kam ihm durch den Kopf. Anfreunden wollte und konnte er sich damit nicht. Nein, das würde die Katze nicht schaffen. Sie konnte ihm wohl Verletzungen beibringen, ihn aber vom Leben in den Tod befördern, war nicht drin.

Das ging wohl zu weit…

Hyram Scott zwang sich zur Ruhe.

Er dachte daran, was ihm ein ehemaliger Kollege einmal gesagt hatte. Das reine Leben ist Nervensache, nur Nervensache. Wenn du es schaffst, deine Nerven unter Kontrolle zu halten, hast du schon gewonnen.

Aber er schaffte es nicht.

Mit jeder Sekunde, die verstrich, steigerte sich seine Furcht vor den verfluchten Katzen.

Und trotzdem wagte er den ersten Schritt. Er ging auf die Katze zu. Noch immer hockte sie unbeweglich auf seinem Schreibtisch. Sie rührte sich ebensowenig wie das Tier auf der Fensterbank.

Von beiden fühlte er sich durch die Blicke in die Zange genommen.

Die Strecke bis zur Tür kam ihm meilenweit vor. Dabei waren es nur wenige Schritte. Beim direkten Weg hätte er seinen Schreibtisch sehr dicht passieren müssen. Das wiederum traute er sich nicht, deshalb schlug er einen Bogen, auch wenn er dadurch etwas länger unterwegs war.

Da er seine Füße nur behutsam aufsetzte, waren die Schritte kaum zu hören.

Er glitt über den Teppich hinweg und passierte seinen Schreibtisch so, daß ihm die Katze den Rücken zuwandte.

Sie tat ihm nichts.

Er atmete auf.

Die Tür sah aus wie ein mächtiger Schatten, der sich kantig vom Boden abhob. Die ins Zimmer geschlichene Katze hatte ihn nur spaltbreit aufgedrückt, für ihn jedoch weit genug, wenn er sich schmal machte und in den Flur schlüpfte.

Noch immer war kaum etwas zu hören. Sein Atem übertönte das Geräusch der Schritte.

Dann stand er im Flur.

Erleichterung überkam ihn.

Er lehnte sich gegen die Wand, streifte mit einer Schulter den

Rahmen eines Bildes und ging weiter.

An der Treppe blieb er stehen. Von der kleinen Halle direkt hinter der Eingangstür führte sie hoch und war kaum zu erkennen.

Oben war es still. Er überlegte, ob er Selma wecken und ihr von seiner Angst erzählen sollte. Da fiel ihm ein daß seine Frau nicht im Haus war. Sie hatte bei einer alten Freundin übernachten wollen. Die beiden Frauen trafen sich des öfteren und diskutierten dann über vergangene Zeiten. Dabei tranken sie literweise Tee und aßen dazu dieses widerliche Salzgebäck.

Dort war also niemand.

Trotzdem hörte er etwas.

Es waren keine Schritte, dafür Geräusche. Ein sanftes Tappen, mehr nicht.

Dann allerdings änderte es sich. Das Tappen nahm an Lautstärke zu und veränderte sich teilweise zu einem leisen Klatschen.

Er schaute zur Treppe.

Dort huschte die dritte Katze nach unten. Ebenfalls so schwarz, als wäre sie mit Teer bestrichen worden.

Dr. Scott fluchte, als das Tier die Stufen hinabwischte. Er hatte nichts gegen Katzen, allmählich aber entwickelte er einen regelrechten Haß gegen sie.

Die verdammten Viecher sollten draußen bleiben und nicht sein Haus besetzen. Er hatte mit Ihnen nichts im Sinn, er wollte sie einfach nicht haben und riß die Arme hoch, als die Katze sich von der drittletzten Stufe her abstieß und auf ihn zusprang.

Sie berührte ihn nicht. Dicht an seinem Kopf wischte sie vorbei, prallte auf und drehte sich.

Wieder fauchte sie ihn an.

Er fluchte, dann trat er nach ihr, doch das Tier wich mit einer geschmeidigen Bewegung aus.

Zwei, drei Sätze sprang es, blieb dann stehen, fauchte böse und funkelte ihn an.

Dr. Scott holte tief Luft. »Hau ab!« knurrte er. »Verdammt noch mal, hau endlich ab!«

Die Katze blieb.

Er schrie sie an.

Das Tier rührte sich noch immer nicht.

Allmählich überkam ihn der Eindruck, nicht mehr Herr im Haus zu sein. Das Regiment hatten die Katzen übernommen. Für ihn waren sie in diesem Augenblick die Reinkarnation des Bösen, die Bestrafung und der Fluch all dessen, was er in seinem Leben als Fehler gemacht hatte.

Die Todesangst kehrte zurück.

Sie war wie eine Nadel, die sich in seinen Körper bohrte und beinahe das Herz durchstoßen hätte.

Sie war grausam, sie war böse, sie ließ ihn zittern. Es tat ihm schon leid, daß er das Tier angeschrieen hatte. Aber auch er war nur ein Mensch, er hatte Nerven, er hatte…

Die Katze ging weg.

Sie schlug einen Bogen und blieb dort sitzen, wo der Gang zu seinem Arbeitszimmer begann.

Da saß sie dann wie ein Wächter. So klein und trotzdem gefährlich, wie er zugeben mußte.

Er traute sich nicht mehr, in sein Refugium zu gehen. Er hatte das Gefühl, daß es der verdammten Katze nicht recht gewesen wäre, daß sie ihn mit allen Mitteln daran hindern würde.

Welcher Weg blieb ihm?

Der nach oben? Nein, auch der nicht, denn die Katze war von dort oben gekommen, und er wußte nicht, wie viele ihrer Artgenossen dort noch lauerten.

Eine Möglichkeit gab es. Er mußte weg.

Nach draußen, aus seinem Haus verschwinden. Zum Nachbarn gehen, mit dem er sich gut verstand.

Hyram Scott ahnte, daß er sich damit lächerlich machte, aber darum ging es nicht. Lieber sich einer gewissen Lächerlichkeit preisgeben, als tot zu sein.

Die heißen Tage im August waren vorbei. Es hatte Regen gegeben, es war kühler geworden, und deshalb griff er auch zu der leichten Jacke, die er über sein beiges Strickhemd streifte.

Dabei schaute er die Katze an.

Er sah nur ihre Augen. Der übrige Körper verschmolz mit der Dunkelheit, und ihre Augen sahen aus, als würden sie knöchelhoch über dem Boden schweben.

Ein Zeichen des Bösen. Ein Hauch des Schreckens und des Todes, der sein Haus durchwehte.

Die Angst hatte ihn nicht grundlos überkommen, das war ihm längst klargeworden.

Und so schlich er zur Tür. Nie zuvor hatte er sich in seinem eigenen Haus wie ein Dieb bewegt.

Jetzt konnte er an nichts anderes mehr denken.

Die Haustür kam ihm vor wie die große Rettung. Wenn er dieses Tor durchschritten hatte, würde er in eine andere Welt gelangen. Da war er sicher, da würde die Angst vergehen.

Sie war nicht verschlossen. Als er sie aufzog, hätte er vor Freude jubeln können.

Die dunkle Nacht kam ihm vor wie ein großer Freund, der beide Arme ausgebreitet hatte, um ihn zu empfangen. Über sein Gesicht huschte ein Lächeln. Er fühlte sich super, er war derjenige, der es endlich geschafft hatte.

Wind war aufgekommen. Er spielte mit den Blättern der Bäume und entlockte ihnen ein geheimnisvolles Rauschen, als sollte durch dieses Geräusch dem einsamen Mann eine Botschaft übermittelt werden.

Sekundenlang hielt er sein Gesicht gegen den Wind. Er wollte ihn genießen, er wollte vor allen Dingen das Gefühl auskosten, daß seine verfluchte Angst weggeblasen wurde.

Dann aber passierte es.

Zuerst hörte er die leisen Schreie, dann sah er plötzlich die Augen in der Dunkelheit.

Drei helle Paare zählte er.

Also waren es drei Katzen, die aus einer bestimmten Richtung auf ihn zukamen.

Hyram Scott zuckte zurück. Die Katzen flößten ihm Angst ein, er wollte wieder ins Haus flüchten.

Dort gab es wenigstens Zimmer, in denen er sich verstecken konnte.

Die Katzen waren schneller.

Sie sprangen ihn an.

Dr. Scott erschrak. Krallen bohrten sich in den Stoff seiner Hosenbeine. Er fluchte, er schrie, er schlug um sich, ohne einen Katzenkörper zu treffen.

Sie hielten ihn fest, kletterten an ihm hoch. Die Katzen waren nicht zu stoppen, sie wollten sein Gesicht zerkratzen, doch er schlug um sich, erwischte ihre Körper, rammte seine Finger in ihr Fell und schleuderte sie weg.

Vor seiner Haustür kämpfte er den Kampf seines Lebens. Er wußte, daß er ihn gewinnen mußte, um zu überleben. Die Tiere waren darauf programmiert, ihn zu töten.

Er taumelte von einer Seite zur anderen. Er hatte keine Waffe, nur seine Hände konnte er einsetzen.

Aber auch die waren verletzt, die Haut aufgerissen von den Krallen.

All das konnte er vergessen.

Denn auf einmal war sie da.

Groß, düster, unheimlich und wuchtig. Sie war wie aus dem Nichts erschienen, diese mächtige Gestalt, die mehr einem nebulösen Schemen glich.

Hyram Scott blieb stehen. Er glotzte die Gestalt an. Seine Lippen bewegten sich, ohne daß er etwas sagte.

Schräg über der Gestalt stand rund, groß und gelb der volle satte Mond.

Ein Zeuge, der ihn verhöhnte, der mitbekommen wollte, wie Dr. Hyram Scott das nächste Opfer wurde.

Die dunkle Gestalt ging noch einen Schritt weiter. Hyram Scott konnte erkennen, daß etwas über ihrer rechten Schulter lag. Etwas Langes, das sie mit einer Hand abstützen mußte.

Dann bewegte sie den Gegenstand nach vorn.
Er blinkte an seiner vorderen Seite.
Ein Gruß des Todes.
Dann raste der Gegenstand so schnell auf ihn nieder, daß Scott nicht mehr ausweichen konnte.
Ein Spaten, eine Schaufel, dachte er noch. Es war der letzte Gedanke in seinem Leben, denn die Wucht des Treffers schmetterte ihn zu Boden.
Den zweiten und dritten Schlag spürte er schon nicht mehr…

***

Ich hatte mich verspätet, und das wiederum ärgerte mich. Es war nicht meine Schuld gewesen, sondern die einer Umleitung, die ich wegen eines Wasserrohrbruchs hatte fahren müssen. Da war die normale Straße nur mehr ein See gewesen, der sich seinen Weg bis in die Keller der Häuser gesucht hatte.
Den Rover stellte ich als letzten in der langen Reihe der Fahrzeuge ab, die alle parallel zur Friedhofsmauer parkten.
Es war eine ruhige Gegend, in die der Friedhof sehr gut hineinpaßte. Die ersten Wohnhäuser standen ein Stück entfernt, hohe Wohnsilos, die auf mich wie gewaltige Grabsteine wirkten. Sie wiesen nicht eine Spur von Freundlichkeit oder Farbe auf. Aus weiter Entfernung glotzten sie in das Gelände hinein, als wollten sie sich an den Tränen der Trauernden weiden.
Da ich mich schon verspätet hatte, brauchte ich mich auch nicht zu hetzen.
Mit den Händen in den Taschen schlenderte ich an den geparkten Fahrzeugen entlang und dachte über den Mann, zu dessen Begräbnis ich gekommen war, nach.
Er hieß Dr. Hyram Scott, und er war ein Mann gewesen, den ich sehr geschätzt hatte.
Deutlich erinnerte ich mich noch an seine Vorlesungen in der Uni, die immer interessant gewesen waren. Der Professor war ein Mann gewesen, der seinen Studenten die Juristerei hatte schmackhaft machen können. Er versuchte immer, nicht nur den Fall zu sehen, sondern auch hinter ihn zu schauen.
Ich war nicht eben ein Star gewesen, hatte eigentlich damals zu viele andere Dinge im Kopf gehabt und sah ihn noch vor mir, wenn er mich über seine Brille hinweg anschaute, die Augenbraue dabei hob und dann leise stöhnend bemerkte.
»Ja, Mr. Sinclair, was soll aus Ihnen noch einmal werden? Wenn ich da an Ihren Väter denke…«
»Der vertrocknet in seiner Praxis.«
»Dann wollen Sie die nicht übernehmen?«

»Ich glaube nicht.«

Er hatte dann geseufzt, lange nachgedacht und gelacht. »Ja, John«, manchmal nannte er mich auch beim Vornamen, »ich kann Sie sogar verstehen. Ich begreife Sie sehr gut. Es ist vielleicht besser, wenn Sie die Finger davon lassen, aber Sie müssen mir eines versprechen.«

»Immer, Sir.«

»Nicht so voreilig, bitte. Versprechen Sie mir, daß Sie Ihr Studium beenden.«

»Das hatte ich allerdings vor.«

»Dann bin ich zufrieden.«

Ich hatte mein Studium tatsächlich beendet. Jura und Psychologie. Dabei auch ein paar Kurse Parapsychologie, wo ich zum erstenmal mit einer Welt Kontakt genommen hatte, die mich von Beginn an faszinierte. Ich hatte nach dem Studium bei Scotland Yard angefangen und mich auf übersinnliche Fälle spezialisiert.

Und beim Yard war ich heute noch.

Mein Professor aber war gestorben, was mir persönlich sehr leid tat, denn er hatte sich bei meinem Vater oft nach mir erkundigt und war so über vieles informiert gewesen. Als mein Professor starb, war auch meine Jugend gestorben. Unwillkürlich dachte ich daran, daß ich irgendwann einmal am Grab meiner Eltern stehen würde, und der Gedanke ließ einen Schauer über meinen Rücken fließen.

Ich gönnte ihnen noch viele, viele Jahre.

Vielleicht lag es auch am Wetter und an der düsteren Friedhofsmauer mit, daß mir diese trüben Gedanken kamen. Der Sommer hatte sich zunächst einmal verabschiedet, die ungesunde Hitze war von einer kühlen Luft vertrieben worden. Der Himmel zeigte eine dicke Decke aus grauen, übereinandergeschichteten Wolken, und der runde Ball der Sonne war nicht einmal mehr zu ahnen.

Ich war froh über diese Kühle, denn die schon tropische Hitze war nicht mehr zum Aushalten gewesen.

Der Wind war ebenfalls aufgefrischt und spielte mit den Schößen meiner offenstehenden Lederjacke. Darunter trug ich ein rotes Cordhemd mit Lederflicken an den Ellbogen und Jeans. Ich war also für eine Beerdigung nicht gerade passend angezogen.

Ich mochte nicht die schwarze, steife Kleidung, womöglich noch den Zylinder auf dem Kopf, denn ich war der Ansicht, daß es nicht auf äußere Merkmale ankam, wenn man trauerte.

Ich erreichte das Tor des Friedhofs. Es war sehr breit und bestand aus zwei Gitterhälften. Auf dem eckigen Schloß sah ich zwei betende Hände, dem Dürerschen Bild nachgeahmt.

Mit langsamen Schritten betrat ich den Ort der Toten und der Stille. Zur rechten Hand lag die Leichenhalle, ein düsterer Klotz mit einem schiefergrauen Eingang als Tor.

Alles war sehr ruhig. Die Trauerfeier mußte schon längst vorbei sein. Hinter der Leichenhalle drängten sich die Kronen mächtiger Bäume zusammen, die ein langes, schattiges Dach bildeten. Ein schmaler Kirchturm ragte zwischen der Rückseite der Leichenhalle und den Bäumen hervor wie ein stummer Wachtposten.

Die in den Friedhof hineinführenden breiten Wege waren mit kleinen Steinen bestreut und an den Seiten ebenfalls durch kantige Steine befestigt worden.

Ich hörte ein bekanntes Knirschen, drehte mich um und sah einen Mann im Arbeitsanzug, der eine Schubkarre vor sich herschob, auf der seine Arbeitsgeräte lagen. Ein Spaten, eine Schaufel und eine grüne Gießkanne, in deren Öffnung eine Heckenschere steckte.

Ich ging auf den Mann zu.

Als er mich kommen sah, hielt er an. Seine melancholischen Augen schauten mich an. Dann nickte er. »Ich weiß, was mit Ihnen los ist. Sie sind zu spät gekommen.«

»Stimmt. Sieht man mir das an?«

»Das wohl nicht, aber Sie wären nicht der erste, dem das passiert.«

»Ja, es war eine Umleitung. Können Sie mir denn sagen, wo Mr. Hyram Scott beerdigt wird?«

Er schob seine Mütze zurück, die einen breiten Schirm besaß. »Wie der Mann heißt, weiß ich nicht, aber es findet eine Beerdigung auf dem kleinen Hügel statt.«

»Und wo finde ich den?«

»Gehen Sie den Hauptweg durch, dann liegt er an der rechten Seite. Den können Sie nicht übersehen.«

»Danke, Mister.«

Er hob die Schultern. »Keine Ursache.« Der Gärtner faßte zu und schob die Karre weiter.

Ich folgte seinem Rat.

Der Weg war so breit, daß er auch von einem Lastwagen hätte befahren werden können. Rechts und links ragten alte Grabsteine aus dem Boden. Die Menschen, die hier schon begraben lagen, waren zumeist im letzten Jahrhundert zur Welt gekommen. In der Regel schritt ich an Familiengruften vorbei.

Sie alle wirkten sehr gepflegt, man hatte sie nicht verkommen lassen. Oft leuchteten frische Blumen, und ich sah sogar die Sonnenblumen, die zu dieser Jahreszeit paßten.

Der September hatte Einzug gehalten. Für mich ein trauriger Monatsbeginn, wenn ich an das Schicksal meines Freundes Suko dachte, der seine Kindsgestalt noch immer nicht verloren hatte und ich noch keine Chance sah, dies zu ändern.

Ich war auch zu dieser Beerdigung gekommen, weil ich aus meinem dienstlichen Dunstkreis hatte flüchten wollen. Die Niederlagen der

letzten Tage hatten mir verdammt zugesetzt, und ich sah für meinen Freund einfach keine Chance.

Dr. Hyram Scott. Wie oft denkt man über die Person nach, zu deren Beerdigung man geht. Er war einer meiner Lieblingsprofessoren gewesen, auch wenn er häufig sehr streng gewesen war.

Der Kontakt zwischen uns war natürlich abgebrochen, doch durch meinen alten Herrn, mit dem er befreundet war, war er über meinen Job gut informiert gewesen.

Auf dem Friedhof war es still. Ich hörte nur meine eigenen Schritte und entdeckte auch keine Besucher, wie auf den Friedhöfen, die mehr im Zentrum von London liegen. Sie waren zumeist ein Anlaufort für ältere Menschen, die sich auf dem Gelände wohl fühlten.

Hier nicht.

Dabei verschwanden die alten Gräber und auch das alte Gestrüpp oder die dunkelgrün schimmernden Hecken, die oftmals die Gruften umrahmten. Mein Blick weitete sich, er glitt nach rechts, und ich sah den Hügel, wo ein neues Gräberfeld angelegt worden war. Allerdings nicht so uniform, wo Grab neben Grab stand wie auf, den Parkplätzen die Parktaschen, zwischen ihnen gab es genügend Platz, und manche bildeten auf dem flachen Hügel regelrechte Inseln.

Ich verließ den Hauptweg und folgte einem mit hellen Steinen bestreuten Pfad, der zu dem Hügel führte, wo sich die Trauergäste um das Grab des Verstorbenen versammelt hatten. Die Stimme des Pfarrers wehte, mir entgegen. Ich konnte nicht alles verstehen, was der Mann sagte, nur Fetzen erreichten meine Ohren, und die dunkle Soutane flatterte im Wind.

Ich näherte mich der Gruppe von Trauergästen und hatte bereits auf dem Weg dorthin zahlreiche Gesichter erkannt. Diese Herren hatten mich auf einem Teil meiner jungen Jahre begleitet.

Lehrer von der Uni, gestandene Professoren, älter geworden, von Wehmut gezeichnet.

Mein Vater war nicht gekommen. Er war verhindert gewesen und hätte es zeitlich nicht geschafft.

Ich hatte aber mit ihm telefoniert, und er hatte mich gebeten, Selma Scott, der Witwe, sein Beileid zu übermitteln. Außerdem hatte er einen Kranz geschickt.

Und Kränze sowie Blumengebinde gab es genügend. Sie bildeten einen Ring um das offene Grab, in das der Sarg bereits hineingelassen worden war. Ich hörte das Schluchzen, das leise Weinen und sah Männer und Frauen in meinem Alter, die früher die Vorlesungen von Professor Scott besucht hatten.

An einige konnte ich mich noch erinnern, anderen waren mir unbekannt.

Am Himmel hingen noch immer die grauen Wolken. Es war ein

trüber Tag, daran würde sich auch nichts ändern, und das Wetter paßte zu der traurigen Stimmung.

Der Pfarrer hatte seine Trauerrede beendet. Er wurde von einem würdig aussehenden Herrn abgelöst, der seinen Zylinder abnahm, als er sprach. Es war der Dekan der Universität, ich kannte ihn noch von meiner Zeit her. Er lobte den Verstorbenen als einen Mann, auf den stets Verlaß gewesen war, und an den sich noch viele Juristen lange und gern erinnern werden würden. Und das stimmte auch.

Dr. Hyram Scott war ein außergewöhnlicher Mensch gewesen. Was hier am Grab erzählt wurde, glich keinem Lügengebilde wie so oft bei Beerdigungen, wo gelogen wurde, daß sich die Balken bogen.

Ich wechselte meinen Standort, ging dorthin, wo einige Frauen standen, die meisten davon in tiefes Schwarz gekleidet.

Ich kannte keine von ihnen. Die meisten waren älter, einige Gesichter waren hinter Schleiern versteckt, aber wenn der Wind den einen oder anderen Schleier mal hochhob und ich in die Gesichter blicken konnte, so las ich darin wenig Trauer. Die meisten zeigten eine gewisse Verbissenheit, vielleicht auch Wut, was mich wiederum etwas irritierte. An den Mundbewegungen fand ich heraus, daß sich die Frauen leise unterhielten. Da ich schon von Berufs wegen zu den neugierigen Menschen gehörte, bewegte ich mich leise auf sie zu, um verstehen zu können, was sie da zu flüstern hatten.

Sie sahen mich nicht. Wie ein Schatten oder ein Leibwächter blieb ich hinter ihnen stehen. Manche Stimmen hörten sich an wie das Zischen von Schlangen, so daß ich Mühe hatte, einige Sätze zu verstehen.

»Daß es ausgerechnet ihn erwischt hat, ist mir noch immer ein Rätsel«, sagte eine hochgewachsene Frau, die ein schwarzes, ziemlich unmodernes Kostüm trug.

»Dabei war er immer so vital. Er wirkte fast noch jugendlich. Ungewöhnlich für sein Alter.«

»Ja, und stets einen Scherz auf den Lippen.«

»Er hatte noch viel vor.«

So ging es hin und her, und ich spitzte natürlich die Ohren. In den nächsten Sekunden schwiegen sie. Denn am Grab wechselte der Redner. Diesmal war es ein jüngerer Mann, der vortrat und noch einige Worte zum Ableben des Professors sagte.

»Herzversagen«, flüsterte eine Frau. »So heißt es, aber darüber kann ich nur lachen.«

»Wieso?«

»Sein Herz war gesund. Es war völlig intakt.«

»Woher weißt du denn das?«

»Ich weiß es eben.«

Dann lachte jemand. Völlig unpassend, aber das Lachen war auch

kein normales. Es hörte sich kalt und hämisch an, auch irgendwie wissend, und schließlich hörte ich den Kommentar. »Ich sage euch allen, wie ihr hier steht. Ihr habt unrecht. Dieser Mann ist nicht gestorben, der… der ist umgebracht worden. Den hat der Teufel geholt.«

Harte Worte, die die anderen Frauen sprachlos machten. Zahlreiche Köpfe drehten sich, Gesichter schauten die Sprecherin an, die im Nachhinein noch nickte, als wollte sie sich selbst bestätigen.

Die aber kümmerte sich nicht darum und stellte mit böse klingender Stimme eine Frage. »Oder soll ich für den Begriff Teufel lieber einen anderen einsetzen?«

»Welchen denn?« flüsterte jemand.

»Selma, seine Frau.«

Die Antwort war gegeben, und ich bekam mit, daß sich keine der hier versammelten Frauen besonders wohl fühlte. Sie sahen aus, als hätten sie einen Schlag in den Nacken bekommen. Sie duckten sich, und wenn sie sich räusperten, geschah es sehr leise.

»Jetzt seid ihr stumm, wie?«

»Das ist ein schwerer Vorwurf.«

»Ich weiß.«

»Den du beweisen mußt.«

»Kann ich nicht, trotzdem weiß ich es.«

»Der Arzt hat aber Herzversagen festgestellt.«

Die Sprecherin lachte. Sie war schon älter und trug unter ihrer dunklen Jacke eine helle Bluse.

»Der Arzt, meine Güte, was ist schon der Arzt? Der wurde bestochen.«

»Meinst du?«

»Klar doch.«

»Und Beweise hast du keine, wie?«

»Die brauche ich auch nicht. Das alles sagt mir mein Gefühl und mein gesunder Menschenverstand.« Sie räusperte sich und nickte in Richtung Grab. »Da steht die Mörderin, und sie weiß es auch. Sie hat es verdammt raffiniert angestellt. Ist ja auch seine zweite Frau gewesen und viel jünger als die erste. So etwas kann nicht gutgehen, das sage ich euch. Das endet immer mit einem Fiasko.«

Das waren für mich Neuigkeiten, denn daß mein ehemaliger Professor zweimal verheiratet gewesen war, hatte ich nicht gewußt. Es war auch seine persönliche Sache.

Die Frauen vor mir schienen die zweite Frau nicht gemocht zu haben. Sogar für eine Teufelin wurde sie gehalten. Nur leeres Geschwätz, oder war an diesen Worten tatsächlich etwas dran?

Sie hatten mich noch nicht gesehen, weil sie zum Grab hinschauten. Ich wollte mich auch verdrücken, um näher an das Zentrum

heranzukommen, denn mich interessierte Selma Scott. Ich mußte mir die Person einfach anschauen.

»Darf ich mal?« fragte ich leise und schob mich vor. Alle Frauen erschraken, denn sie hatten nicht gewußt, daß ich hinter ihnen stand. Sie drehten sich um, starrten mich an, doch mein Lächeln war so harmlos, daß sie einfach keinen Verdacht schöpfen konnten. Dennoch schauten sie mich mißtrauisch an.

»Pardon, aber ich wurde aufgehalten. Es ist leider später geworden. Ich bitte um Entschuldigung.«

»Sie brauchen sich bei uns nicht zu entschuldigen, Mister«, sagte die Sprecherin, die schwere Vorwürfe gegen Hyram Scotts Witwe erhoben hatte. »Wir sind hier nur Zaungäste.«

»Nicht verwandt oder beruflich verbunden?«

»Nein.«

»Nachbarinnen?«

»So kann man es sagen. Wir leben in derselben Straße und in der näheren Umgebung wie Selma Scott.«

Mir gelang es, betrübt auszusehen und ebenso zu nicken. »Ja, ja, die arme Selma, jetzt steht sie allein, völlig allein. Ich weiß auch nicht, wie es weitergehen soll.«

»Die allein?«

»Natürlich.«

Die Sprecherin lachte. »Haben Sie eine Ahnung, Mister. Die wird froh sein, daß sie ihn losgeworden ist.«

»Warum denn das?«

»Bitte, Harriet«, flüsterte jemand. »Du kannst diesen Gentleman doch nicht mit deinen Vermutungen quälen. Das würde ich nicht tun, wirklich nicht. Laß es lieber sein.«

»Ja, ich weiß, aber…«

»Was ist denn mit der Witwe?«

»Nichts, Mister, gar nichts. Aber schlecht wird es ihr nicht gehen, das können Sie mir glauben.«

Ich hatte Zeit genug gehabt, mir die Sprecherin anzuschauen. Sie war eine Person, wie man sie überall in den Straßen oder kleinen Orten fand. Die wandelnde Zeitung auf zwei Beinen. Die Klatschbase vom Dienst, die an keinem Menschen ein gutes Haar ließ. Ihr Gesicht war blaß, unter den Augen lagen Ringe, das graue Haar hatte sie zurückgekämmt und im Nacken mit dunklen Klammern zusammengesteckt. Sie trug einen Topfhut, hatte ein spitzes Kinn und funkelnde Augen.

Eine Schlange auf zwei Beinen. Ich lächelte sie trotzdem nett an. »Wenn Sie das sagen, muß das wohl stimmen. Ich bin nur ein Fremder, ein ehemaliger Schüler des Verstorbenen und muß sagen, daß er ein sehr gerechter und netter Mensch gewesen ist.«

»Das kann man wohl sagen. Leider trifft es immer zuerst die Besten.«

Ich wollte noch weiterfragen, aber die Frau hatte sich entschlossen, mir nichts mehr zu sagen, das sah ich ihrem Gesicht an, wo sie die Lippen hart zusammengepreßt hatte.

»Ich heiße übrigens John Sinclair, Madam.«

»Harriet Slade ist mein Name.«

»Wir werden uns sicherlich nach dem Begräbnis noch sehen, Mrs. Slade, denke ich.«

»Miß Slade - bitte.«

»Pardon, das wußte ich nicht.« Ich nickte ihr lächelnd zu und machte mich auf den Weg zum Grab, denn mich interessierte jetzt die Witwe meines Professors.

Die Reden waren gehalten worden. Die Menschen würden nun an das Grab treten, der Hinterbliebenen kondolieren und Erde oder Blumen auf den Sarg werfen.

Hyram Scott war in seiner Ehe kinderlos geblieben. Ich konnte auch keinen anderen Verwandten ausmachen. Obwohl sie von Menschen umringt war, stand sie doch ziemlich allein.

Bisher sah ich von ihr nur den Rücken. Auch sie trug einen dunklen Hut, ein schwarzes Kostüm, aber ich sah ihr blondes Haar, das unter dem Hutrand hervorschaute und wie eine gewaltige Welle wirkte, die bis auf den Kragen der Jacke fiel.

Sie war ziemlich groß und besaß noch einen straffen Körper. Ich kannte Hyram Scott ja und wußte, daß er zu den kleineren Menschen gehört hatte, sie mußte ihn überragt haben.

Sie war bereit, um die Mitleidsbekundungen entgegenzunehmen und drehte sich zur Seite, so daß ich ihr Profil erkennen konnte, auch wenn es sich nicht allzu deutlich unter ihrem Schleier abzeichnete.

Ja, sie war jünger, und ihr Gesicht wirkte wie ein weißgelber Fleck. Mehr erkannte ich nicht.

Ich reihte mich in die Schlange der Kondolierenden ein, wurde von einigen Leuten erkannt, die mir zunickten, und aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, wie sich die Klatschbasen zurückzogen.

Natürlich war hier nicht der richtige Ort, um über vergangene Zeiten zu sprechen, doch einige Männer unterhielten sich darüber. Alle aber waren sich einig, daß Hyram Scott zu früh gestorben war.

Der Meinung schloß ich mich an, ließ noch ein paar Männer vor, so daß ich der letzte in der Reihe war.

Ich hatte erfahren, daß man sich noch in einem Gasthaus treffen wollte und mir den Namen eingeprägt.

Immer näher kam ich an die Witwe heran, die jedem die Hand gab und sogar einige Worte sprach.

Die Sätze wurden nicht durch heftiges Schluchzen unterbrochen, sie nahm den Tod ihres Mannes sehr gefaßt auf.

Endlich war ich an der Reihe.
Wir schauten uns an.
Ich hatte das Gefühl, als wäre die Zeit stehengeblieben. Unter dem Schleier sah ich das Gesicht, jetzt besser erkennbar. Ich schätzte sie auf vierzig Jahre. Blaue Augen, eine gerade Nase, dazu ein weicher Mund, eine hohe Stirn. Irgendwie erinnerte mich die Frau an ein älter gewordenes Mannequin.
Unsere Hände lagen ineinander. Ich spürte ihre Kühle, ich die meine. Wir sprachen nicht, aber ich hatte das Gefühl, als würden wir uns kennen, obwohl mir diese Frau tatsächlich unbekannt war.
Bevor ich meinen Namen aussprechen konnte, kam sie mir zuvor.
»John Sinclair, nicht?«
»Ja, Madam.«
»Ich wußte, daß sie kommen würden.«
»Es war für mich selbstverständlich.«
»Mein Mann hat viel über Sie gesprochen. Sie waren für ihn immer etwas Besonderes, und er war auch stolz auf sie. Er hat, sofern möglich, ihren beruflichen Weg stets verfolgt.«
»Das ehrt mich.«
»Ich möchte Sie einladen, später mit uns einen kleinen Imbiß einzunehmen, falls es Ihre Zeit erlaubt.«
»Natürlich, ich werde kommen. Und noch einmal, Madam, mein herzliches Beileid.«
»Ja, schon gut. Sagen Sie nicht Madam. Ich bin für Sie Selma, John. Einverstanden?«
»Gern.«
»Wir sehen uns dann später.« Unter dem Schleier verzogen sich ihre Lippen zu einem knappen Lächeln, und ich ging einige Schritte zur Seite, den Kopf schüttelnd, denn ein derartiges Gespräch hatte ich mit einer Witwe noch nie am Grab geführt.
Das war mehr als ungewöhnlich. Ich erinnerte mich wieder an die Gespräche der Frauen, die Selma Scott in Verdacht hatten, am Tod ihres Gatten nicht ganz unschuldig zu sein.
Konnte das sein?
Ich drehte mich um.
Als einzige stand sie noch am Grab. Sie schaute hinein, den Kopf hatte sie gesenkt. Ihre Lippen bewegten sich unter dem Schleier. Gern hätte ich erfahren, welche Worte sie sprach.
Dann drehte sie sich hastig um und ging weg. Sie schaute sich nicht ein einziges Mal nach mir um.
Ich sah, daß sie sehr gut gewachsene Beine hatte und dunkle Strümpfe mit einer dunklen Naht trug.
Das war eigentlich nicht normal.
Auch ich ging.

Die Trauergäste hatten sich verstreut. Ich trat noch einmal an das offene Grab, warf Erde hinein, die mit einem dumpfen Geräusch auf den schwarzen Sarg klatschte.

»Mach's gut, Prof«, flüsterte ich. So hatten wir ihn immer genannt. »Und wenn etwas an deinem Ableben nicht stimmen sollte, so werde ich es herausfinden. Das ist ein Versprechen.«

Er konnte mir nicht mehr antworten. Dennoch blieb ich für leinen Moment stehen und erinnerte mich. Vor meinem geistigen Auge entstanden Szenen aus der Zeit, als ich noch keine Dämonen und Geister gejagt hatte und höchstens von den Weingeistern attackiert worden war.

Ich drehte mich zur Seite - und blieb überrascht stehen. Bisher mußten sie sich versteckt gehalten haben, doch jetzt waren sie aus ihren Verstecken hervorgekommen.

Sechs pechschwarze Katzen schlichen von verschiedenen Richtungen auf mich zu.

Sie waren nicht zu hören. Ihre Pfoten setzten sie lautlos auf, und ihre Körper bewegten sich dabei in einem geschmeidigen Rhythmus. Sie starrten mich an. Ich sah in ihren Augen die verschiedenen Farben leuchten. Von Hellblau über Türkis bis hin zum knalligen Violett.

Vor Katzen habe ich keine Furcht, auch wenn ich schon Erfahrungen mit Vampirkatzen hatte. Diese hier schienen normal zu sein, auch wenn sie sich nicht normal verhielten. Es kam mir vor, als wollten sie das Grab besuchen, um von dem Toten Abschied zu nehmen.

Sie näherten sich aus verschiedenen Richtungen, sahen mich wohl als Störenfried und fauchten leise.

Ihre Schwänze waren noch hochgestellt, sie lagen flach hinter dem Rücken und bewegten sich von rechts nach links, auch ein Zeichen, daß sie unter Dampf standen.

Die erste Katze hatte mich erreicht. Ich war einige Schritte vom Grabrand zurückgetreten. Damit gab sich das Tier nicht zufrieden. Es schaute und fauchte mich an.

Es waren sehr böse Laute, die aus dem offenen Maul drangen und bei mir für einen Schauer sorgten.

Das Tier sah aus, als wollte es mich im nächsten Augenblick anspringen.

Das tat ein anderes.

Es hatte sich in meinen Rücken geschlichen, sprang gegen mein rechtes Bein und hackte mit den Krallen in die Wade.

»Verdammt!« fluchte ich und fuhr herum. Die heftige Bewegung verscheuchte das Tier.

Es blieb aber in der Nähe hocken und schaute mich aus starren Augen an. Der Blick kam mir böse vor, beinahe haßerfüllt. Ich konnte mich nicht daran erinnern, den Katzen etwas getan zu haben. Ich

hatte nie Kontakt mit ihnen gehabt.

Die anderen hockten am Grab. Sie hatten es eingekreist. Ihr Fell war gesträubt, die Schwänze bewegten sich zuckend über den Boden. Ihre Mäuler standen offen, die Zähne blinkten, als hätte man sie frisch poliert. Mir kamen sie vor, als wollten sie mich davon abhalten, wieder in die unmittelbare Nähe des Grabes zu gelangen.

Das war schon ungewöhnlich.

Wenn eine Katze gekommen wäre, hätte ich das noch akzeptiert, aber gleich sechs?

Zu wem hatten sie gehört? Zu dem Toten? Ich konnte mich nicht daran erinnern, daß der Professor ein großer Katzenfreund gewesen wäre. Vielleicht hatte er sich im Alter verändert.

Ich tat ihnen den Gefallen und zog mich zurück. Ich würde allerdings mit Selma Scott über diesen Vorfall reden und war gespannt darauf, welche Antwort ich bekam.

Als ich den Friedhof verließ, stand nur noch ein Wagen dort, nämlich meiner.

Mitten auf dem Dach hockte eine pechschwarze Katze, die mich böse anfunkelte.

Auf mich wirkte sie wie ein Omen, das der Teufel geschickt hatte. Wie eine schaurige Warnung.

Erst als ich den Rover fast erreicht hatte, drehte sie sich mit einer träge wirkenden Bewegung um und sprang auf den Gehsteig. Lautlos huschte sie davon.

Nachdenklich stieg ich in mein Auto und startete. Tief in meinem Innern ahnte ich, daß mit dem Tode des Professors der Fall erst begonnen hatte…

***

Fast drei Stunden später!

Wie oft nach der Beerdigung verschwand die bedrückte Stimmung bei dem Reueessen, und Heiterkeit kam auf. Wer fuhr, trank nichts, aber andere stießen mehrmals auf den Toten an, und sie redeten von früher.

Da ich einige Männer kannte, mußte ich mich daran beteiligen. Wir gruben tief in der Erinnerung nach, aber ich war nicht so recht bei der Sache, denn immer wieder schaute ich zu dem viereckigen Tisch hin, wo die Witwe mit zwei weißhaarigen Männern saß, ehemaligen Kollegen des Toten.

Auch Selma schien nicht ganz bei der Sache zu sein. Sie warf mir hin und wieder einen Blick zu, und manchmal huschte ein Lächeln um ihren Mund.

Sie hatte Hut und Schleier abgenommen. Jeder sah, das Selma Scott eine schöne und reife Frau war.

Über sie wurde auch gesprochen.
Einige meiner ehemaligen Kommilitonen wußten besser über sie Bescheid. Selma hatte tatsächlich als Mannequin gearbeitet, später eine Agentur geführt, die aber pleite gegangen war. Dann hatte sie Hyram Scott kennengelernt und ihn um den Finger gewickelt, so daß er sogar in die Ehe eingewilligt hatte.
Wer sie näher betrachtete, mußte von einer reifen Schönheit sprechen. Auch ihre Figur war noch top, da saß alles an der richtigen Stelle. Es war sehr warm im Gastraum. Sie hatte die Kostümjacke ausgezogen und zwei Knöpfe ihrer weißen Bluse geöffnet. Im Ausschnitt war die sonnenbraune Haut zu sehen.
Irgendeiner machte immer den Anfang. Ich war froh, als die ersten sich erhoben und sich von Selma verabschiedeten. Auch die beiden Herren an ihrem Tisch standen auf.
Die Wirtin fragte mich, ob ich noch Wünsche hätte, und ich bestellte mir eine Tasse Kaffee.
»Kommt sofort.«
Ich wurde gefragt, ob ich nicht mitwollte. Als ich ablehnte, grinsten einige aus der alten Clique.
»Sag nur nicht, daß du noch Geister jagen willst.«
»So ungefähr.«
»Auf dem Friedhof waren keine. Nicht einmal Zombies.«
»Seid froh.«
»Die gibt es doch nur im Film.«
»Bestimmt.«
Wir schlugen uns gegenseitig auf die Schultern, und wir merkten auch, daß wir uns auseinander gelebt hatten. Man hatte sich einfach nichts mehr zu sagen. Es wurde auch kein neues Treffen mehr vereinbart. Man wünschte sich gegenseitig viel Glück und würde sich irgendwann wieder treffen, und wenn es auf einer Beerdigung war.
Ich setzte mich nicht erst hin. Selma Scott verabschiedete die Trauergäste, hatte für jeden ein Lächeln, ein paar Worte, und dann war der Gastraum plötzlich leer, bis auf die Wirtin, die junge Kellnerin, Selma und mich.
Rauchschwaden hingen noch als Erinnerung zwischen Decke und Fußboden. Die Wirtin wollte lüften und öffnete mehrere Fenster. Als sie das tat, hörte ich das schrille Schreien irgendwelcher Katzen, fuhr herum und sah einige der Tiere von der äußeren Fensterbank springen.
Die Wirtin schimpfte hinter ihnen her.
»Sind das Ihre Katzen?« fragte ich.
Selma kam näher. Sie lächelte dabei. »Hyram liebte Katzen. Sie trauern um ihn. Es sind die Tiere, die von ihm gefüttert wurden. Sie stammen aus der Nachbarschaft. Er hat sich stets rührend um sie

gekümmert, und sie müssen gemerkt haben, daß er tot ist.«

»Ja, das stimmt.«

»Sie akzeptieren das, John?«

»Ich sah sie noch auf dem Friedhof.«

Selma strich sich eine blonde Haarsträhne zurück. »Ach ja? Ich habe sie dort nicht entdeckt.«

»Sie kamen wohl später, um Abschied zu nehmen. Sie umstellten das Grab. Eine Katze mochte es wohl nicht, daß ich auch noch dort stand. Sie sprang mich an und schlug ihre Krallen in meine Wade.«

»Das tut mir leid.«

»Ist nicht so schlimm.« Ich lächelte. »Wollten Sie nicht noch mit mir reden?«

»In der Tat, das wollte ich.« Sie wirkte sehr nachdenklich und schaute zur Seite. »Aber nicht hier. Ich würde vorschlagen, daß wir zu mir gehen. Oder müssen Sie noch weg?«

»Nein, das nicht.«

»Dann stimmen Sie zu?«

»Natürlich.«

Sie strahlte mich an. »Moment noch, ich muß eben die Rechnung begleichen.«

Während Selma Scott zahlte, dachte ich über die Frau und ihr Benehmen nach. Es kam mir seltsam genug vor. Eigentlich reagierte so keine Witwe, auch schien ihr der Tod des Mannes nicht viel auszumachen, denn eine große Traurigkeit stellte sie nicht zur Schau.

Wir befanden uns am nördlichen Stadtrand von London, in einem kleinen Kaff, das eigentlich keinen Namen hatte und zu Stanmore gehörte. Sehr ländlich, sehr idyllisch, und von der Hektik der nahen Millionenstadt war hier nichts zu spüren.

Hyram Scott hatte sich hier vor mehr als zwanzig Jahren ein Haus gekauft, um in Ruhe seinen Forschungen nachgehen zu können, denn er gehörte zu einer Kommission, die dabei war, das alte Strafrecht zu überarbeiten und neu zu definieren.

Ich hörte Selma kommen. Ihre hohen Absätze klackten auf dem Boden. Sie ging swingend, sehr aufrecht. Das ehemalige Mannequin konnte sie nicht verleugnen.

Eine ungewöhnliche Person. Es war klar, daß sich die Nachbarinnen darüber die Mäuler zerrissen.

Wie selbstverständlich hakte sie sich bei mir ein. »Können wir gehen, Mr. Sinclair?«

»Gern.«

Die Kellnerin öffnete die Tür, und wir traten hinaus in die bessere Luft. Der Nachmittag war ziemlich weit fortgeschritten. Die Tage wurden kürzer, es dauerte nicht mehr lange, bis die Dämmerung hereinbrach. Selma fuhr einen roten Golf-Cabrio. Das Verdeck stand

offen. Sie stemmte sich an einer Seite des Überrollbügels ab und wollte wissen, ob ich mit dem eigenen Wagen gekommen war.

»Ja.«

»Dann fahren Sie bitte hinter mir her. Es ist nicht weit. Wir wohnen ziemlich am Ende der Straße. Etwas einsam, aber nicht schlecht, wie ich finde.«

»Bis gleich dann.«

Ich brauchte nicht weit zu laufen. Natürlich machte ich mir meine Gedanken, als ich hinter dieser ungewöhnlichen Frau herfuhr. Was wollte sie von mir? Warum hatte sie sich ausgerechnet mich als Gesprächspartner ausgesucht, denn ich hatte jahrelang keinen Kontakt mehr mit Dr. Scott gehabt.

Sie war schon eine ungewöhnliche Frau, da mußte ich den Flüstertanten auf dem Friedhof zustimmen. Und ehrlich gesagt, sie paßte auch nicht zu einem Mann wie Hyram Scott. Wie hatte er Selma nur heiraten können? Da mußte er meiner Ansicht nach einen Kurzschluß gehabt haben.

Ich rollte hinter ihr her über eine stille Straße und durch einen verschlafen wirkenden Ort mit kleinen Häusern, ebenfalls kleinen und sehr wenigen Geschäften und dann durch ein Gelände, in dem die Grünflächen überwogen und die Häuser einen mehr bäuerlichen oder ländlichen Charakter aufwiesen.

An einer Kreuzung mußten wir links ab. Selma winkte mir aus dem offenen Fahrzeug zu. Fast fröhlich, wie mir schien. Freute sie sich über den Tod ihres Mannes?

Wir brauchten nicht mehr weit zu fahren. Meine Unruhe aber steigerte sich. Nicht daß sie zu einem Verdacht wurde, ich war schon gespannt, was diese Person von mir wollte.

Das Haus lag auf der rechten Seite. Nicht mehr deutlich zu erkennen, da die vordere Fassade von hohen Bäumen verdeckt wurde. Es gab keinen Zaun, der das Grundstück abgeteilt hätte, nur einen Weg, der direkt auf die Haustür zuführte.

Ich parkte meinen Rover im hohem Gras eines Wiesenstücks und stieg aus, nachdem auch- Selma ihren Golf verlassen hatte. Sie erwartete mich schon neben dem Fahrzeug, die dunkle Jacke lässig über die Schulter geworfen. Dabei rauchte sie eine Zigarette.

So sah keine trauernde Witwe aus.

»So«, sagte sie und nickte. »Hier sind wir, John. Da ist unser Haus gewesen.«

Ich schaute mir den viereckigen Bau mit der efeuberankten Fassade an. »Nicht schlecht, Selma, wirklich nicht. Aber nicht doch ein wenig einsam?« Ich wollte sie mit dieser Frage aufs Glatteis locken und schaffte dies auch, denn sie verzog ihr Gesicht.

»Einsam? Zu einsam. Am Ende der Welt. Aber was wollen Sie

machen? Hyram liebte das Haus.«
»Kann ich mir denken. Hier konnte er in Ruhe arbeiten.«
»Stimmt.«
Sie drehte sich um. Die Haare schwangen mit, sie klimperte mit den Schlüsseln. »Dann darf ich vorgehen?«
»Bitte sehr.«
Ich schaute auf ihren Rücken und den Po, der sich unter dem engen schwarzen Rock abmalte. Ich drehte mich auch um.
Zwei schwarze Katzen huschten durch das hohe Gras. Ich sah sie nur wie Schatten, und im nächsten Augenblick waren sie auch schon in einer Deckung verschwunden.
Ich war wirklich gespannt, was diese Frau von mir wollte, die mir die Tür aufhielt und lächelnd sagte: »Treten Sie bitte ein, Mr. Sinclair.«
»Danke.«
Ich überwand die drei Stufen der Treppe, danach die Schwelle und hatte das Gefühl, in einen düsteren Höhlenschlund zu treten…

***

Ich wartete dort, wo das Ehepaar Scott sein Wohnzimmer eingerichtet hatte.
Alte Möbel standen in dem Raum. Sie entsprachen sicherlich dem Geschmack des Hausherrn. Als Konzession an seine junge Frau waren wohl die modernen Grafiken gedacht, die die Wände schmückten. Die Motive der Bilder konnte man schon als sexistisch ansehen. Sehr düster gemalt, zeigten sie Männer und Frauen in verschiedenen Haltungen und Stellungen. Alle waren nur leicht bekleidet, und die Körper glänzten in den Farben Grau und Violett. Ich konzentrierte mich auf die Gesichter, die einen Touch ins Abstrakte bekommen hatten, denn irgendwo stimmten die Proportionen nicht mehr. Mein Geschmack war es nicht.
Im Gegensatz zu dem goldbraunen Whisky, der zwei Finger hoch in dem perfekt geschliffenen Kristallglas schimmerte, das ich in der rechten Hand hielt.
Selma Scott hatte mich gebeten, hier auf sie zu warten. Sie wollte die Kleidung wechseln. Die Beerdigungskluft war ihr doch zu eng und unangenehm. Ich durchwanderte mehrmals den Raum und blieb schließlich vor dem Fenster stehen.
Mein Blick fiel auf die Rückseite des Grundstücks, wo sich der Garten, der nicht gepflegt wurde, zu einem dschungelartigen Filz hatte ausbreiten können.
Hier war die Natur gewuchert, da hatte sich das Strauchwerk ausbreiten können, ohne gehemmt zu werden. Da griffen die Zweige ineinander und bildeten einen regelrechten Filz, was besonders auf die Brombeersträucher zutraf, an denen dunkle Früchte hingen, die

niemand pflückte.
Ich sah noch mehr.
Katzen, schwarz wie ein Tunnel, streunten durch das Gelände. Sie bewegten sich sehr vorsichtig, sie waren auch nur bei genauerem Hinsehen zu entdecken, weil ihre Körper zumeist zwischen den hohen Gräsern verschwanden. Für mich gab es keinen Zweifel, daß es die sechs Katzen vom Friedhof sein mußten, und wiederum fragte ich mich, was sie in der Nähe dieses Hauses suchten.
Hatten sie tatsächlich so intensiv an dem Hausherrn gehangen, daß sie dessen Tod nicht hatten überwinden können?
Ich konnte es mir nur schwer vorstellen. Okay, es gibt anhängliche Tiere, diese hier waren nicht nur anhänglich, sie kamen mir auch sehr aggressiv vor.
Da war einiges anders, als die Natur es vorgesehen hatte. Davon ging ich einfach aus.
Als sie ihre Verstecke gefunden hatten, blieben sie auch dort, ohne sich zu rühren.
Ich konnte sie nicht mehr sehen, war aber davon überzeugt, daß sie das Haus unter Kontrolle halten würden. Und wieder mußte ich an die knochige Frau auf dem Friedhof denken, die so haßerfüllt über Selma Scott gesprochen hatte.
Ich drehte mich um, weil ich die Tür gehört hatte. Sie quietschte etwas in den Angeln, zudem traf mich ein Luftzug.
Und mir blieb fast die Luft weg, als ich Selma Scott sah. Das war ein Hammer, das gab es doch nicht.
Das schwarze Kleid hatte sie sicherlich nicht übergestreift als Zeichen der Trauer. Es bestand aus Seidensatin, umfloß ihren Körper wie eine zweite Haut, endete über dem Knie, war sehr weit ausgeschnitten, zudem schulterfrei und wurde von zwei Trägern gehalten, die kaum dicker waren als ein Pinselstrich.
Das blonde Haar war sehr dicht und wirkte wie eine helle Flutwelle, die den Kopf der Witwe einrahmte. Sie trug keine Strümpfe, dafür hochhackige schwarze Schuhe, die mit blinkenden Silberplättchen verziert waren. Sie hatte Rouge aufgelegt, sich leicht geschminkt, und ihr Lächeln war die reinste Versuchung.
Verdammt, eine derartige Witwe hatte ich noch nie erlebt, und das sah Selma mir an, denn sie fing an zu lachen. »Wissen Sie, John«, sagte sie noch immer lachend, »wie Sie aussehen?«
»Ich kann es mir denken.«
»Sie sehen aus wie jemand, der zum ersten Mal in seinem Leben eine Frau sieht.«
»So fühle ich mich auch. Ich hätte nicht gedacht, Sie in diesem Aufzug zu sehen. Das schwarze Kleid tragen Sie doch bestimmt nicht wegen der Trauer.«

»Stimmt, es ist bequem.«
»Und aufreizend.«
Sie zog einen Schmollmund. »Kann ich mir das nicht leisten, John?«
Ich ließ meine Blicke über ihre Figur wandern, deren Brüste nicht durch einen BH gestützt zu werden brauchten. Durch den dünnen Stoff bohrten sich die aufgerichteten Brustwarzen. »Doch, das können Sie sich leisten, nichts dagegen.«
»Na bitte.«
»Und ich habe auch großes Verständnis für meinen alten Professor, daß er sich in Sie verliebt hat.«
»Danke.«
»Darf ich ehrlich sein, Selma?«
»Ich bitte darum.«
»Nur wundert es mich, daß Sie ihn geheiratet haben. War es tatsächlich Liebe?«
Sie schaute mich scharf oder unwillig an. Wahrscheinlich hatte ich zuviel gesagt. »Sie sind aber sehr direkt, John, finde ich.«
»Bleibt das aus?«
Sie schaute an sich herab und lächelte. »Ich bin eine Frau, ich fühle mich ganz als Frau. Und ich konnte mich darauf vorbereiten, daß er stirbt. Hyram hatte es am Herzen. Er wußte sehr genau, daß er nicht mehr lange zu leben hatte. Wir haben oft genug darüber gesprochen. Sein Tod war also keine Überraschung für mich.«
»Man sagt aber, daß er sehr gesund gewesen wäre.«
Fast böse winkte sie ab. »Hören Sie nie darauf, was die anderen Leute erzählen. Es ist sowieso Unsinn und immer nur Gerede. Auch Neid. Viele haben ihm die neue Frau nicht gegönnt.«
»Wie lange waren Sie denn verheiratet?«
»Eigentlich nicht sehr lange. Drei Jahre.«
»In der Nachbarschaft hat man Sie nicht akzeptiert, wie ich hörte.«
Selma hob ihre nachgezogenen Augenbrauen und deutete auf einen Sessel, der mit geblümtem Stoff überzogen war. »Warum setzen Sie sich nicht, Mr. Sinclair? Ich hole uns etwas zu trinken.«
»Für mich bitte keinen Whisky mehr.«
»Was dann?«
»Mineralwasser.«
»Wie Sie wünschen.« Sie ging und drehte mir den Rücken zu.
Hol's der Teufel, wie sich diese Frau bewegte, das war schon super. Da konnte einem Mann der Kragen eng werden. Ich dachte an meinen alten Professor und riß mich zusammen. Es hätte mir noch gefehlt, mich mit seiner Witwe einzulassen, obwohl sie wahrscheinlich darauf aus war, wenn man von ihrer Kleidung ausging.
Die Bar hatte ihren Platz in der dunklen Schrankwand gefunden. Selma drehte mir den Rücken zu, als sie das Wasser eingoß. Ich hörte,

wie es schäumte und prickelte.

Draußen neigte sich der Tag allmählich dem Ende entgegen. Sogar der Mond stand bereits als blasse Scheibe am Himmel, umweht von trägen Wolkenschwaden.

Nur hatte mir Selma noch immer nicht erzählt, was sie eigentlich von mir wollte. Ich würde sie auf das Thema ansprechen, denn ich hatte nicht vor, die nächsten Stunden hier zu verbringen.

Sie kam zurück.

Und wieder ›swingte‹ sie über den alten Perserteppich, der so seidig glänzte. Im Raum war es dunkler geworden. Noch brannte kein Licht, dennoch schimmerten in ihren Augen Reflexe.

Sie beugte sich über den Tisch, um die beiden mit Mineralwasser gefüllten Gläser abzustellen. Dabei rutschte der rechte Träger etwas zur Seite. Zwangsläufig verschob sich auch der Ausschnitt, und ich bekam tiefe Einblicke. Auf der Haut lag ein leichter Schauer. Für meinen Geschmack blieb sie länger in dieser Haltung als nötig, und als sie sich aufrichtete, sah ich ihr hintergründiges Lächeln.

Sie trat zurück, strich das Haar nach hinten und ließ sich auf der rostfarbenen Couch nieder. Neben dem rechten Bein lag auf dem Boden ein Schalter, der mit einem Kabel verbunden war.

Sie streckte ihre Hand aus, drückte den Schalter nach unten, und wie von Geisterhand geleitet, erhellten sich einige Wandleuchten, die mit vanillefarbenen Glühbirnen versehen waren und ein sehr weiches und intimes Licht abgaben.

Selma Scott streifte die Schuhe ab und legte die Beine schräg auf die Couch und einen Arm auf die Lehne. Sie hatte sich so gesetzt, daß sie mich anschauen konnte. Daß ihr Rock dabei sehr weit in die Höhe rutschte, war eine logische Folge ihrer Sitzhaltung, und ich stellte mir die Frage, ob sie tatsächlich einen Slip trug oder unter dem Kleid völlig nackt war.

Auf ihren Oberschenkeln wuchsen feine Härchen, mit der Handfläche strich sie darüber hinweg, schaute ihren Fingern nach und sagte dann: »Ich bin sehr froh, John, daß Sie gekommen sind.«

»Nun ja, das war ich meinem alten Professor wohl schuldig.«

»Nicht alle denken so.«

»Ich schon.«

Sie schaute zum Fenster und gleichzeitig ins Leere. »Er war wirklich ein außergewöhnlicher Mann. Er hat mich insofern fasziniert, als daß wir aus völlig verschiedenen Welten stammten. Er, der Denker, der Wissenschaftler und ich eine Frau, die aus der Welt der Mode gekommen ist. Das war so unterschiedlich wie Feuer und Wasser. Trotzdem zogen wir uns gegenseitig an. Wie schon erwähnt, John, er wußte, daß er nicht mehr lange zu leben hatte. Zu mir hat er immer gesagt, daß ich nicht trauern soll, wenn er einmal nicht mehr ist. Ich

brauche keine Rücksicht auf die Leute zu nehmen, ich sollte mein Leben genießen, solange ich es noch kann.« Sie blickte mich direkt an. »Ist das denn so schändlich, daß ich den Wunsch meines Mannes erfülle?«

»Im Prinzip nicht.«

»Aber?«

»Nun ja, er ist erst einige Stunden unter der Erde. Oder nicht einmal so lange. Da finde ich Ihre Lust nach dem Leben schon etwas deplaziert, wenn Sie verstehen?«

Selma nickte und strich dabei durch ihr Haar. »Für Sie schon, John, nicht für mich. Ich denke eben anders darüber. Er hat mir auch früher alle Freiheiten gelassen. Er freute sich einfach, daß er mich um sich hatte. Der Abgang von der Uni ist ihm nicht leicht gefallen, denn er kam mit den jungen Menschen gut zurecht.«

»Das stimmt«, bestätigte ich.

Mit einer grazilen Bewegung streckte Selma den Arm aus und umfaßte ihr Glas. »Ich meine, John, daß wir darauf trinken sollten. Auf ihn, auf uns, auf das Leben an sich.«

»Nichts dagegen.« Auch ich nahm mein Glas. Es war sehr kalt. Das Mineralwasser sprudelte wie eine Quelle.

Wir stießen nicht an, wir tranken uns zu, nahmen zugleich die ersten Schlucke.

Nach dem Kaffee und auch nach dem Whisky tat es mir gut, daß ich einen kräftigen Schluck nahm.

Ich setzte noch einen zweiten nach, während Selma ihr Glas abstellte.

»Gut?« fragte sie.

»Sehr gut.«

»Das glaube ich. Und es wird noch besser werden, John, darauf können Sie sich verlassen.«

»Wie meinen Sie das?«

Sie lachte perlend. Es klang wie einstudiert. »Später, John.« Mit einer gleitenden Bewegung stand sie auf und bewegte sich um den Tisch herum. »Ich wäre dafür, etwas Musik zu machen.«

»Jetzt schon?«

»Keine Trauer, hat mein Mann gesagt. Und daran möchte ich mich, bitte sehr, halten.«

»Es ist ihr Haus, Selma.«

Sie blieb vor der modernen HiFi-Anlage stehen. »Und auch mein Leben, John.«

»Natürlich.«

Sie bückte sich. Aus einer Kastenbox schnellte auf Knopfdruck eine Lade hervor. Zielsicher griff sie eine Kassette heraus, legte sie ein und drehte sich wieder um.

Ich war auf die Musik gespannt und hätte mich nicht einmal

gewundert, wenn hämmernder Rock aus den Lautsprechern gedrungen wäre, aber es war Beethoven, und diese Klänge konnte ich akzeptieren. Sie lächelte mir über den Tisch hinweg zu.

»Einverstanden?«

»Wie erwähnt, es ist ihr Haus.«

»Ich werde die Kassette später wechseln.« Sie nahm ihr Glas an sich und ließ ihre Handflächen an den Außenseiten entlangstreichen. Dabei schaute sie mich an wie eine Frau, die etwas Bestimmtes in die Wege geleitet hatte und nun darauf wartete, daß es auch eintrat.

Ihr nächster Satz irritierte mich. »Wenn Sie tanzen wollen, John, tausche ich die Kassette aus.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ich würde es gern.«

»Aber ich nicht, Selma, sorry.« Ich nahm noch einen Schluck aus dem Glas und stellte es dann ab.

»Ich werde jetzt gehen.«

»Jetzt schon?«

»Ja.« Ich stemmte mich aus dem Sessel hoch - und stand noch nicht richtig, da fiel ich bereits zurück, weil mich ein rasanter Schwindel überkommen hatte.

»Ist was…?«

Ich schluckte. Auf einmal strömte der Schweiß aus allen Poren. Ich verspürte nicht mehr den Wunsch, mich zu erheben, weil ich auf einmal der Ansicht war, daß es doch nicht klappte. Ich könnte nur mühsam den Kopf anheben, um die Frau anzuschauen, und ich sah ihr Gesicht ziemlich verschwommen, erkannte aber, daß sie ihre Lippen zu einem breiten Lächeln verzogen hatte.

Da stimmte etwas nicht.

Ich startete zu einem erneuten Versuch. Diesmal kam ich nicht einmal hoch, weil meine Knie anfingen zu zittern. Ich drückte mich wieder zurück, dabei schaute ich automatisch zu meinem Glas. Es konnte durchaus sein, daß man mir etwas in das Mineralwasser gemixt hatte.

Selma Scott ließ mich nicht aus ihren Augen. Genüßlich trank sie dabei, ihr Lächeln blieb sogar, und ich fühlte mich unter ihren verdammten Blicken wie seziert.

»Nichts geht mehr«, sagte sie mit leiser Stimme. »Ich will nicht, daß du verschwindest, John.«

Ich hatte Mühe mit dem Sprechen. »Verdammt«, sagte ich, dabei tief Luft holend. »Was wollen Sie denn?«

»Daß du bleibst.«

»Und was haben Sie davon?«

Ich hörte ihr siegessicheres Lachen. »Das wirst du schon sehr bald merken. Schau zum Fenster, John, schau genau hin. Hinter den

Wolken lauert mein Freund.«
»Wer… Wer ist das?«
»Der Mond. Bisher habe ich ihn nur schwach sehen können, aber er wird an Kraft und Stärke zunehmen und bald aussehen wie ein tiefgelber Kreis. Wenn diese Zeit eingetreten ist, kannst du sagen, daß meine Zeit gekommen ist, Sinclair. Ja, dann ist sie da. Dann werden wir beide das Haus verlassen und weggehen.«
Ich merkte, daß die Lähmung nicht auf die Beine beschränkt geblieben war. Sie hatte auch meine Arme erfaßt. Wenn ich jetzt versuchte, die Beretta zu ziehen, würde ich nicht an sie herankommen, so schwach waren meine Glieder geworden.
Beinahe sezierend genau beobachtete mich die Frau. Sie hörte auch meine mit einer schwachen Stimme gestellte Frage, die ich in den Raum hineinsprach, der mir vorkam wie mit einem gelben, milchigen Nebel angefüllt. »Wohin werden wir gehen?«
»Zum Friedhof, John, zum Friedhof…«

***

Dieses Weib ist ein weiblicher Teufel!
Harriet Slade, die Frau, die sich auf der Beerdigung so schrecklich aufgeregt hatte, wollte einfach nicht von diesem Gedanken weg. Je intensiver sie darüber nachdachte, um so stärker kristallisierte er sich hervor. Sie ging einfach davon aus, daß sie recht hatte, und nichts würde sie davon abbringen.
Man muß ihr das Handwerk legen!
Dieser Gedanke folgte dem ersten, und sie versuchte nun, ihn in die Tat umzusetzen und einen Plan zu entwickeln.
Sehr einsam war sie in ihrem Haus. Sie hatte es von ihren Eltern geerbt. Es stand inmitten eines kleinen Gartens, der von Harriet Slade tagtäglich gepflegt wurde, denn eine andere Aufgabe hatte sie nicht. Sie lebte einfach in den Tag hinein, aus dem Beruf war sie ausgestiegen, als die Versicherung ihr die Summe ausgezahlt hatte. Sie konnte von dem Geld ganz gut leben, und das Erbteil ihrer Eltern brachte auch noch Zinsen.
Im Ort war sie die Person mit den großen Ohren, die alles wußte und sich auch um alles kümmerte.
Sie war immer dabei, wenn etwas passierte: sie hörte das Gras wachsen, sie hetzte den einen gegen den anderen auf, und sie war sehr mißtrauisch geworden, als sie von den Toten gehört hatte, die man fand. Es hatte in den letzten drei Jahren einige Morde gegeben, die immer nur bei Vollmond passierten, und ungefähr drei Jahre lebte auch diese Selma Scott im Ort.
Gab es da etwa einen Zusammenhang?
Sosehr sie sonst redete und tratschte, das hatte sie für sich behalten

und mit keinem anderen darüber gesprochen. Sie wollte keinen warnen und auch nicht als Spinnerin hingestellt werden. Eines allerdings stand fest. Der Täter war bis heute noch nicht gefunden worden. Er mußte es verstehen, sich ausgezeichnet zu tarnen.

Zum Beispiel durch Heirat.

Dr. Hyram Scott war im Ort sehr beliebt gewesen. Man hatte ihn respektiert, anerkannt, und man war stolz darauf gewesen, diesen Menschen als Bürger in der Mitte zu wissen. Er war eine Kapazität gewesen, er wußte sehr viel, und er war nie eingebildet dahergekommen, wenn Menschen ihn um Rat fragten.

Immer hatte er Auskunft gegeben, und man hatte sich auf sein Urteil verlassen können.

Und jetzt war er tot.

Herzschlag, angeblich.

Darüber konnte man ja nur lachen. Jeder, der einigermaßen Bescheid wußte, war über den Gesundheitszustand des Juristen informiert. Dieser Mann war gesund, er hatte sich immer fit gehalten, er war stolz auf seine Gesundheit gewesen, hatte dies auch immer betont. Da war es einfach nicht möglich, daß er an einem Herzschlag gestorben war, auch wenn der Arzt den Totenschein dementsprechend ausgestellt hatte, aber den hielt Harriet Slade sowieso für einen Trottel, mit dem man anstellen konnte, was man wollte, besonders wenn es eine Frau war wie Selma Scott.

Hätte man ihr zwei Hörner gegen die Stirn gedrückt, wäre sie perfekt gewesen.

Ja, eine Teufelin, eingepackt in den Körper einer gut aussehenden Frau, die das schaffte, was Harriet Slade nie in ihrem Leben erreicht hatte. Nach Selma drehten sich die Männer um, da bekamen sie einen bestimmten Ausdruck in den Augen, und Harriet zitterte innerlich, wenn sie daran dachte. Sie haßte diese Frau, denn so wie Selma hatte man sie auch in jungen Jahren nicht angeschaut.

Deshalb hatte sie sich vorgenommen, ihr das Handwerk zu legen. Wenn sie das schaffte, würde sie die Heldin sein, dann würden alle von ihr sprechen, da würden die Reporter kommen, und ihre Interviews würden im Rundfunk, im TV und in den Printmedien erscheinen.

Darauf freute sie sich, das war ihre Triebfeder, und auch während der Beerdigung konnte sie an nichts anderes denken.

Sie war natürlich nicht mit zum Leichenschmaus gegangen, sondern hatte aus sicherer Deckung hervor den Abmarsch der Trauergäste beobachtet. Ihr war nicht die Unterhaltung der Selma Scott mit diesem Fremden entgangen, und sie hatte auch die Katzen gesehen, die sich an das Grab herangeschlichen hatten.

Katzen, dazu pechschwarz - sie haßte diese Tiere. Sie mochte keine

Katzen, deren Fell so haarte, die sanft schnurrten und im nächsten Augenblick zuschlagen konnten.

Diese Tiere paßten zu dem Weib. Die Katzen und der Teufel, das war für sie eine Soße.

Sie war allein in ihr Haus gegangen und hatte sich umgezogen. Eine schwarze Hose, einen dunkelblauen Pullover, eine ebenfalls dunkle Strickmütze auf dem Kopf sollte ihr die nötige Tarnung verleihen. Hinzu kam die Stableuchte, die sie ebenfalls mitnehmen wollte, denn zu lange würde es nicht mehr hell sein.

Sie verließ ihr Haus durch die schmale Hintertür, als sich allmählich der Himmel verdunkelte, es aber noch Zeit war, bis die Dämmerung einsetzte. Das Reueessen mußte jetzt längst vorbei sein, die Trauergäste hatten den Ort verlassen.

Als sie die Tür hinter sich zuschob, gackerten die Hühner im nahen Stall aufgeregt, weil sie damit rechneten, gefüttert zu werden. Darauf würden sie noch warten müssen.

Harriet Slade schlug einen kleinen Bogen, bis sie einen bestimmten Feldweg erreicht hatte, der sich zwischen den Wiesen hindurchschlängelte und auch über einen schmalen Bach hinwegführte, der kein Wasser mehr hatte, weil es zu trocken gewesen war.

Harriet Slade war hier aufgewachsen. Ihre Eltern hatten sie auch nur selten nach London fahren lassen und ihr stets eingetrichtert, daß diese Stadt nicht anders war als ein gewaltiges Sündenbabel, das den Aufrechten fressen würde.

Sie wollte natürlich nicht gesehen werden und ging ziemlich geduckt. Manchmal blickte sie hoch zum Himmel. Er kam ihr vor wie eine große Kinoleinwand, auf der sich nur ein einziges Motiv abzeichnete, eben der Mond, der voll, noch sehr blaß und kreisrund hinter den dünnen Wolkendecken stand und auf die Erde glotzte.

Sie bewegte sich an den Rückseiten der Häuser entlang. Genau dort, wo sich zumeist die Gärten befanden, die alle eingezäunt waren.

Da sie geduckt weiterschlich, war auch ihr Kopf nicht zu sehen. Zudem entfernte sie sich vom eigentlichen Ort, erreichte die wilde Natur, wo die Bauern früher ihre Felder besessen hatten, sie dann aufgeben mußten, weil sich der Anbau nicht mehr lohnte. Jetzt war das Unkraut gewuchert und bildete an einigen Stellen schon einen fast undurchdringlichen Tunnel.

Sie blieb stehen.

Das Ziel lag in Sichtweite. Sie konnte auf die Rückfront des Hauses schauen, und plötzlich schlug ihr Herz schneller. Dieser Anblick flößte ihr eine starke Furcht ein, obwohl alles normal aussah, denn hinter einem Fenster, es gehörte zum Wohnraum der Frau, leuchtete Licht.

Sie konzentrierte sich darauf und glaubte auch, einen Schatten zu

sehen, der sich hinter dem Fenster bewegte. Diese Teufelin schien in ihrem Wohnraum von einer Seite zur anderen zu gehen. Harriets Gesicht verzog sich, sie knirschte mit den Zähnen. Sie glaubte nicht daran, daß diese Person Reue empfand. Nein, dazu war sie nicht der Typ. Sie ging möglicherweise deshalb hin und her, weil sie einfach zu aufgeregt war. Falls sie ein Gewissen hatte, würde dies verdammt schlecht sein. Doch ein Gewissen traute ihr Harriet nicht zu.

Ein Herz hatte sie bestimmt auch nicht. Statt dessen lag in ihrer Brust ein Stein.

Verdacht hatte sie wohl nicht geschöpft. Dieses Biest war einfach zu abgebrüht, aber wer mit dem Teufel paktierte, der bekam ja eine relative Sicherheit.

Sie wartete noch.

Stille umgab sie. Ein leichter Frühabendwind strich über das Gelände und spielte mit zahlreichen Gräsern, Halmen und Zweigen. Er ließ sie zittern, als würden sie unter einem Kälteschauer leiden.

Minuten vergingen.

Immer öfter schaute sie hoch zum Himmel, denn der Vollmond irritierte sie nicht nur, sie wußte auch, daß dieser Erdtrabant für die Killerin so etwas wie ein Motor war.

Alle Morde in den letzten Jahren waren bei Vollmond geschehen. Selma Scott mußte einfach eine besondere Beziehung zu diesem Himmelskörper haben. Etwas anderes konnte sich Harriet nicht vorstellen.

Sie hatte sich geduckt. Der Duft des Grases umwehte sie. Die Halme zitterten nahe vor ihrem Gesicht. Die Frau hatte das Gefühl, den Geruch trinken zu können, und unter dem Licht des Mondes nahm die Dämmerung des Abends allmählich Leben an.

Die Tiere erwachten. Sie sah sie nicht, sie hörte sie nur. In ihrer Nähe raschelte es, da hörte sich manches an, als würden menschliche Stimmen sich gegenseitig etwas zuflüstern, da war die Welt angefüllt mit einer ungewöhnlichen, für sie fremden Musik, eine Melodie der Natur.

Es bereitete ihr keine Furcht, ließ jedoch ein gewisses Unbehagen zurück.

Und als der Wind die hohen Gräser so bewegte, daß sie Harriets Rücken streiften, schrak sie heftig zusammen.

Sie drehte sich um - und spürte den eisigen Schauer auf ihrer Haut.

Vor ihr saß eine Bestie!

Schwarz, widerlich schwarz, mit Augen, die in einem kalten Grün glühten. So rund wie der Mond, aber viel gefährlicher.

Es war eine Katze, die sich hinter ihrem Rücken angeschlichen hatte und nun von ihr angestarrt wurde.

Sie haßte Katzen. Sie erinnerte sich daran, daß sie auch auf dem

Friedhof gewesen waren, und jetzt hockte eine dieser kleinen haarigen Bestien genau vor ihr.

Harriet schüttelte sich. Sie dachte daran, nach Haus zu rennen, nur traute sie sich nicht, sich zu bewegen, aus Furcht davor, daß ihr die Katze ins Gesicht springen und sie mit ihren scharfen Krallen verletzen könnte.

Was tun?

Einfach sitzenbleiben, bis die Katzen verschwunden waren? Das konnte dauern, denn ihr war bekannt, welch eine Geduld diese Tiere aufbringen konnten.

Den Blick mochte sie nicht. Sie spürte die Kälte auf der Haut. Dann warf sie einen Blick auf ihr Ziel.

Das Licht brannte noch hinter der Scheibe.

Sie klatschte in die Hände, zischte dabei, und die Katze machte aus dem Stand einen Satz.

Harriet lachte hinter ihr her. Es war ein scharfes Lachen, das Lachen einer Siegerin. Sie hatte gewonnen, sie hatte die Katze besiegt, sie war über ihren eigenen Schatten gesprungen.

In einer derartigen Lage wie an diesem Abend hatte sich Harriet Slade noch nie befunden. Hier galt es nicht, über andere Leute zu reden, hier mußte, sie selbst etwas tun. Aktiv werden, sich Dingen nähern, die gefährlich werden konnten.

Und genau das hatte sie geschafft. Sie war doch besser, als sie sich zugestehen wollte.

Mit genau ausgetüftelten Bewegungen drückte sich die Frau wieder in die Höhe.

Die Haut in ihrem Gesicht sah aus, als wäre sie in die Länge gezogen worden und würde dann an den Enden von Klammern gehalten. So straff, so gespannt. Ihr Blick war ein einziges Lauern. Mit schwerfällig wirkenden Bewegungen durchschritt sie das unebene Gelände, die Augen stets auf das Haus gerichtet.

Da wohnte die Witwe, da lebte der Feind! Sie würde Beweise dafür finden, daß diese Person mitschuldig am Tod ihres Mannes gewesen war. Nicht allein an dessen Tod, auch am Ableben der anderen Menschen, die unter dem Schein des Vollmondes gestorben waren. Sie würde die große Heldin sein, und wieder sah sie sich in den Zeitungen abgedruckt, wo ihr Bild sogar auf der Titelseite prangte.

Reißen würden sich die Medien um sie.

Harriet atmete die würzige Luft ein. Sie drang tief in ihre Lungen, war für sie Balsam. Ihre Augen glänzten, und sie kam sich vor wie eines jener nächtlichen Wesen, von denen in Märchenbüchern geschrieben wurde. Diese Wesen waren eigentlich nicht sichtbar, aber immer vorhanden.

Ihr fiel ein, daß sie keine Waffe bei sich trug. Schlagartig sank ihre

Laune.
Eine Mörderin war bewaffnet, bestimmt sogar. Wenn die Witwe nun einen Revolver oder ein Messer hatte, was tat sie dann?
Für einen Moment dachte sie an die Rückkehr, dann wiederum sah sie die imaginären Zeitungen vor sich, sah ihr Bild, ihre Kommentare, und das gab ihr den nötigen Schub.
Sie ging weiter.
Der Wind streifte sie. Er brachte auch die Geräusche der Nacht mit, die sie umwehten.
Sie klangen geheimnisvoll. Rascheln und Wispern, ein leises Knacken, möglicherweise auch ein Schnurren.
Das alles begleitete sie auf dem Weg, und Harriet dachte auch an die Katzen.
Lauerten sie in der Nähe?
Es war einfach zu dunkel, als daß sie etwas hätte erkennen können. Besonders in der Nähe des dicht bewachsenen Bodens, wo das hohe Gras einen langen Schatten bildete.
Daß Katzenaugen im Dunkeln leuchten, hatte sie schon gesehen. Jetzt überkam sie der Eindruck, von diesen funkelnden Augen verfolgt zu werden, ohne daß sie diese zu Gesicht bekam.
Sie waren einfach da.
Unsichtbar und gefährlich…
War da nicht ein Schatten, der rechts von ihr durch das Unterholz huschte?
Sie blieb stehen.
Auf ihrer Brust spürte sie den Druck. Am Himmel glotzte der Mond wie ein sattgelbes Auge. Er hatte an Färbung zugenommen, er schaute auf die Erde, er sah alles, er strömte Gefahr aus.
Sie atmete tief durch. Nur nicht durchdrehen, hämmerte sie sich immer wieder ein. Bitte nicht durchdrehen, du hast es bisher geschafft, du wirst es auch weiterhin schaffen.
Vor ihr lag der hintere Teil des Grundstücks. Sie schaute gegen die Fassade, sie sah in den verwilderten Garten, in dem auch Bäume wuchsen, die irgendwo zu klein geraten waren, als hätten sie sich nicht entscheiden können, ob sie nun weitermachen sollten oder nicht. Sie wirkten mehr wie ein düsteres Gehölz.
Harriet Slade wartete.
Plötzlich kam sie sich sehr einsam und allein vor. Keiner stand mehr zu ihr, das Haus mit dem Lichtflecken stieß sie ab, und sie erinnerte sich daran, daß es verdammt nicht einfach war, ein Held zu sein.
Aber sie mußte es tun. Nur nicht abbrechen, immer weitergehen. Der Gefahr ins Auge sehen.
Das Fauchen klang schlimm.
Es war so plötzlich aufgeklungen, daß Harriet zusammenzuckte und

auch einen leisen Schrei nicht unterdrücken konnte. Hastig preßte sie die Hand auf den Mund.

Katzen fauchten. Katzen hatte sie nicht nur auf dem Friedhof gesehen, sondern auch hier im verwilderten Garten.

Harriet drehte sich um.

Sie sah ein Maul, daß sich öffnete, als wollte die Katze gähnen. Darüber schimmerten die Augen, für sie beinahe schon ein tödliches Funkeln, und ihr wurde klar, daß sie es nicht geschafft hatte, die Tiere zu verscheuchen. Sie waren noch da, sie hielten hier Wache, sie kontrollierten alles, sie waren die Wachtposten der Witwe.

Harriet Slade drehte sich auf der Stelle, richtete den Blick zu Boden, wo sich die Schatten zusammenballten, als wollten sie Inseln bilden, wo eine in die andere überging.

Lauerten sie da?

Harriet hörte sie nicht.

Aber stehenbleiben konnte sie auch nicht. Sie mußte weitergehen, sie hatte eine Mission zu erfüllen, denn sie war diejenige Person, die alles verändern konnte.

Eine Retterin!

Immer war sie belächelt worden, die Menschen im Ort tuschelten hinter ihrem Rücken. Sie nahmen sie nicht ernst, aber das alles sollte bald vorbei sein, wenn sie es geschafft hatte.

Und so baute sie sich innerlich auf. Sie holte dabei tief Luft, sie kam sich vor wie jemand, der plötzlich an seiner Aufgabe wuchs, und sie ging weiter.

Es mußte ihr einfach gelingen, die Anwesenheit der Katzen aus ihrem Hirn zu bannen.

Die Füße durch das Gras. Es hörte sich an, als sollte das Leder abgewischt werden.

Über ihr entstand eine Decke aus schmalen Ästen und noch schmaleren Zweigen. Zwei Bäume standen dicht beisammen.

Sie bildeten so etwas wie ein starkes Netz, in dem an einer besonders starken Stelle ein dunkler Klumpen hockte, der aussah, als hätte man ihn dorthin geschleudert.

Der Klumpen bewegte sich nicht. Aber in seinem oberen Drittel leuchteten zwei blaugrüne Punkte.

Katzenaugen!

Und dann bewegte sich der Klumpen.

Nicht einmal ein leises Rascheln oder Knistern war zu hören, als er seinen geschmeidigen Körper nach vorn drückte, bis er eine bestimmte Position erreicht hatte.

Er saß ziemlich weit vorn.

Dann fiel er.

Harriet merkte es, als es zu spät war. Da aber kam sie nicht mehr

weg. Die Katze landete genau in ihrem Nacken, schlug die Vorderpfoten nach oben und krallte sich im Haar der Frau fest.

Harriet Slade war dermaßen überrascht, daß sie nicht einmal schreien konnte. Aber die verdammten Krallen waren wie kleine Messer, denen ihr Haar keinen Widerstand hatte entgegensetzen können.

Sie rissen die Kopfhaut an verschiedenen Stellen auf, so daß kleine Wunden entstanden.

Vielleicht für drei, vier Sekunden hatte Harriet dieses schreckliche Erlebnis.

Erst dann kam Bewegung in sie. Ihre. Arme schnellten in die Höhe, Finger wühlten sich in weiches Katzenfell. Sie griff so hart zu, wie sie konnte, hörte dieses wilde aggressive Fauchen, packte noch einmal nach und zerrte den Körper von ihrem Kopf.

Daß dabei einige Haare herausgerissen wurden, störte sie in diesem Augenblick nicht. Sie wollte nur so rasch wie möglich das Vieh loswerden.

Sie schrie und schleuderte es weg.

Der Körper überschlug sich in der Luft. Er krachte in ein Gebüsch, dessen Zweige unter seinem Gewicht nachgaben und zerknickten. Es war einfach verrückt, sie wollte an die verfluchte Witwe heran und schlug sich mit deren Katzen herum.

Das Tier war gereizt worden. Es überschlug sich fauchend und huschte dann davon.

Für einen langen Augenblick blieb Harriet Slade stehen und holte tief Luft. Sie hatte die Hände gespreizt, die Finger glitten in ihr Haar hinein. Sie tastete mit den Kuppen ihre Kopfhaut ab und spürte die klebrige Nässe des Blutes.

Explosionsartig strahlte ihr Haß auf diese Tiere auf. Sie wünschte sich ein Messer, um die Körper zu zerfetzen. Das war wie eine wilde Zwangsvorstellung, die ihr gleichzeitig einen gewissen Mut gab, um weiterzumachen.

Nein, nur nicht aufgeben.

Auch wenn das Blut den Weg von der Stirn durch das dichte Haar gefunden hatte und jetzt in Richtung Nacken lief, ihr womöglich ein makabres Aussehen gab, fand sie es sogar richtig, so zu erscheinen. Dann wußte die andere direkt, was sie erwartete.

Harriet kannte sich aus.

Sie fand die Hauswand, sie sah dort auch die schmale Hintertür und probierte erst nicht, ob sie offen war. Sie wollte den vorderen Eingang nehmen und wie ein Gespenst vor dieser widerlichen, verlogenen Mörderin erscheinen.

Das Unkraut wuchs ihr bis zu den Knien, als sie sich ihren Weg bahnte. Es war manchmal wie Gummi, das die Beine umwickeln

wollte, und sie mußte einige Male treten, um sich die freie Bahn zu verschaffen.

Sie duckte sich und schlich an der Hauswand entlang. Ob ihr die Katzen folgten oder nicht, war ihr egal, sie ging ihren Weg und ließ sich durch nichts mehr ablenken.

Die Haustür war verschlossen. Krumme und ausgetretene Treppenstufen endeten dicht davor.

Die Tür war alt und grau. Sie hätte mal geputzt werden müssen, denn außen war sie von einem feuchten Film bedeckt. Oben in den Winkeln hingen Spinnweben.

Eine Klingel existierte ebenfalls. Aus dem Mauerwerk in der rechten Türnische schaute sie mattglänzend hervor.

Ein heller Knopf leuchtete wie ein verblassender Stern. Harriet drückte ihn nach unten.

Die Tür schloß so dicht, daß sie das Geräusch der Klingel innerhalb des Hauses nicht hörte.

Dafür vernahm sie etwas anderes.

Hinter sich.

Sie drehte sich um.

Und sie sah die Katzen!

Diesmal waren es sechs Körper, die von verschiedenen Seiten her auf die Tür zuschlichen.

Zwölf Augen starrten sie böse an. Harriet hatte das Gefühl, vom Tod angestarrt zu werden.

Angst durchschoß sie. Auf einmal wurde ihr klar, daß sie sich zuviel vorgenommen hatte, daß sie in eine Falle gelaufen war, die nur auf sie gewartet hatte.

Die Katzen versperrten ihr den Rückweg. Sie würden sie nicht mehr vorbeilassen. Mit zwei Tieren wäre sie noch fertig geworden, nicht aber mit einem halben Dutzend.

Deshalb gab es für sie nur die Möglichkeit, in die andere Richtung zu gehen, hinein ins Haus.

Die Schritte hatte sie nicht gehört, aber sie bekam mit, wie die Tür heftig aufgezogen wurde.

Wieder fuhr sie herum.

Vor ihr stand die Witwe und lächelte kalt…

Harriet Slade sagte nichts. Sie starrte die Frau nur an und bekam einen Schauer. Etwas preßte zusätzlich ihre Brust zusammen, so daß sie den Eindruck bekam, in einem Gefängnis zu sitzen.

Ja, es war die Witwe, die vor ihr stand. Aber wie sah sie aus! Keine Spur von Trauer, denn wer sich dermaßen unanständig anzog, der konnte einfach nicht trauern. Hinter ihr brannte Licht, und deshalb war ihr Körper auch so gut zu erkennen.

Auf dem Seidensatin hinterließ der Schein schimmernde Reflexe. Da

wechselten sich Hell und Dunkel miteinander ab, und sogar in den Augen lag dieses Schimmern.

Plötzlich wußte Harriet nicht mehr, was sie sagen wollte. Sie war wie eine völlig Fremde, die den falschen Weg eingeschlagen hatte.

Dann hörte sie die Stimme. »Ah, welch eine Überraschung, Miß Slade! Das wundert mich.«

Harriet sagte nichts. Sie merkte, daß ein dicker Blutstropfen den Weg über den Nacken hinweg bis zu ihrem Rücken gefunden hatte und dort wie ein warmer Streifen nach unten rann.

Sie nickte.

Und Selma Scott lächelte. Sehr breit, eher hungrig als freundlich. Sie öffnete die Tür noch weiter, ein Zeichen, daß sie ihre Besucherin ins Haus bitten wollte.

»Bitte, kommen Sie doch herein, Miß Slade! Seien Sie mein Gast!«

Harriet nickte. Dann schaute sie sich um. Die Katzen wirkten wie künstliche Wesen aus dunklem Porzellan. Sie rührten sich nicht von der Stelle, sie beobachteten nur, aber sie hatten der Besucherin auch den Rückweg verbaut.

Es blieb ihr nur der nach vorn.

Selma Scott trat zur Seite. Es war die letzte Aufforderung. Und Harriet Slade gehorchte.

Sie trat über die Schwelle, tauchte in den vom gelben Licht umwehten Flur.

Ihre Füße berührten den Teppich, die Schritte waren kaum mehr zu hören. Es roch nach Holz, sie schaute in den Gang, sah die Treppe, und hinter ihr fiel die Tür allmählich ins Schloß.

Sie wollte weitergehen, aber Selma Scott versperrte ihr plötzlich den Weg. »Nein, Miß Slade, nicht hierher.«

Harriet schüttelte den Kopf. »Wo… wo dann?«

»Schauen Sie mal nach rechts, meine Liebe.« Während sie das sagte, ging sie vor und öffnete eine Tür.

Dahinter lag ebenfalls eine Treppe. Sie führte in den Keller. Schon die dritte Stufe war nicht mehr zu sehen, weil sie in der wattigen Düsternis verschwand.

»Dort?« keuchte die Besucherin.

»Ja«, sagte Selma und drosch ihre flache Hand gegen den Rücken der Frau.

Harriet kam sich vor wie ein Vogel. Sie flog nach vorn, die Arme gestreckt und ausgebreitet, die Augen weit geöffnet.

Und dann schlug sie mit brutaler Wucht gegen die erste Stufenkante…

***

Ich hatte die verfluchte Antwort der Frau gehört, konnte sie einfach

nicht fassen, und der Begriff Friedhof rotierte in meinem Kopf herum, ohne daß ich näher darüber nachdenken konnte, was er für mich persönlich zu bedeuten hatte.

Es würde schlimm werden, das stand fest. Sehr schlimm sogar, aber meine Gehirnzellen machten nicht mehr mit. Ich bekam keine Folge in meine Gedanken, da war einfach nur der Begriff Friedhof, mehr nicht, und das machte mich verrückt.

Ich lag im Sessel, denn bei dieser Haltung konnte man von einem Sitzen nicht mehr sprechen. Die Augen hielt ich weit offen, spürte das Brennen darin, als wäre Säure hineingeschüttet worden und glaubte daran, allmählich abzutauchen.

Ich saß und schwebte zugleich.

Es war nicht mehr zu fassen. Ich taumelte weg, ich drehte mich, ich hatte den Eindruck, alles zu verlieren, was mir bisher wichtig gewesen war, und die Gestalt vor mir lachte mich leise aus.

Leise und hämisch…

Ich rang nach Luft. Die Gestalt der Selma Scott schwankte. Irgend etwas war mit meinem Blickfeld nicht in Ordnung. Es war ebenso angeschlagen wie meine Glieder.

Auch wenn ich es gewollt hätte, aus dem Sessel wäre ich nicht mehr hochgekommen. Ich war dieser Person in die Falle gegangen und dachte daran, daß sich Männer in all den Jahrhunderten schon so oft in den Fallstricken der Frauen verirrt hatten.

Mir erging es da nicht anders.

Sie stand noch immer da, trank selbst, lachte leise und böse auf, dann stellte sie ihr Glas ab und ging dicht vor mir in die Knie.

»Hast du gehört, John, was ich dir sagte? Hast du es genau gehört?«

»Ja, ich..«

»Ich wiederhole mich gern. Ich habe von diesem Friedhof gesprochen, auf den ich dich bringen werde. Es ist der Friedhof, den du kennst, ein wunderschöner Ort. Es ist Vollmond, und ich bin deine Totengräberin, John Sinclair. Ja, ich werde die Totengräberin des großen Geisterjägers sein. Glaube nur- nicht, daß ich dich nicht schon kannte. Hyram hat oft von dir gesprochen, von seinem Studenten, der einen besonderen Weg eingeschlagen hat, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, Geister, Dämonen und nichtmenschliche Wesen zu jagen. Eine sehr löbliche Aufgabe, wie ich finde, aber du hättest nicht meine Kreise stören dürfen. Nicht die Kreise der Totengräberin, das ist nicht nur gefährlich, sondern tödlich.«

Trotz meines Zustands bekam ich jedes Wort mit. Allerdings mit einer gewissen Zeitverzögerung, als würde ich mit Australien telefonieren, doch den Sinn der Worte verstand ich genau.

»Nun - verstanden?«

»Ja, verdammt.«

»Es war dein Fehler, mich zu stören. Ich habe meine Kreise gezogen, ich werde davon nicht abgehen, und ich bin die Frau, die dich endlich begraben wird.«

Begraben wird…

Die letzten beiden Worte hallten in meinem Kopf nach. Sie hätten mir den Angstschweiß aus den Poren treiben müssen, aber ich nahm sie irgendwie gelassen hin. Eigentlich schon zu gelassen, ein Zeichen dafür, daß mein eigener Wille ausgeschaltet worden war.

Und sie lächelte.

Ihr Gesicht zerfloß dabei. Es wurde für mich zu einer Gummimaske, die sich dann wieder zusammenzog, so daß der Mund sein normales Aussehen annahm.

Ich tat nichts, was sie hätte irritieren können. Ich versuchte auch nicht, mich zu bewegen, sondern saß nach wie vor wie angeklebt in diesem großen Sessel.

Selma legte beide Hände flach auf meine Knie. »Du bist jünger als mein ehemaliger Mann. Ich glaube, wir beide hätten gut zueinander gepaßt, John. Schade, daß es vorbei ist.«

Bisher hatte nur sie gesprochen, das aber wollte ich ändern und versuchte, aus den Worten, die mir einfielen, einen Satz zu bilden. Ich sprach dabei sehr langsam und flüsternd, freute mich, daß ich es doch geschafft hatte.

»Warum das alles…?«

Es dauerte, bis sie mir eine Antwort gab. »Warum, John Sinclair? Weil ich es muß, weil man es mir befiehlt. Wenn du kannst, dann schau zum Himmel. Dort siehst du den wunderbaren Vollmond, dem ich verpflichtet bin. Er gibt mir die Kraft, er ist mein Freund, er ist mein Beschützer. Der Mond ist einfach wundervoll, John. Schon immer habe ich ihn geliebt, ich wußte, daß mein Schicksal sehr eng mit ihm verknüpft ist.«

Ich hatte Mühe, die nächste Frage zu formulieren. »Wie ist es möglich, daß dir der Mond die Kraft gibt. Bist du ein Vampir, ein Werwolf?«

Sie mußte über meine Vermutung lachen. »Nein, das bin ich nicht, mein Lieber, aber ich sehe mich als Kind des Mondes an, denn er gibt mir etwas, das du nicht begreifen kannst. Es ist die Erneuerung, die ich jeden Monat bekomme. Erst saugt er mich aus, dann werde ich ihm dienen und danach bin ich wieder eine andere.«

Sie hatte in Rätseln gesprochen. Ich kam da nicht mit, wollte zwar nachfragen, stellte aber fest, daß es mir zuviel Mühe bereitete und ließ es deshalb bleiben.

Ich schaute sie nur an.

Selma hatte sich wieder aufgerichtet. Sie strich durch ihr Haar, dann zeichneten die Handflächen die Linien ihres Körpers nach, als wollte

sie sich auf einen Strip vorbereiten. Mit einer grazilen Bewegung schwang sie zur Seite, streckte sich und ging auf leisen Sohlen dem Fenster entgegen, durch dessen Scheibe der Mond schien.

Selma drehte mir dabei den Rücken zu. Sie tat es ohne jede Scheu, weil sie sich auf ihr verdammtes Gift verließ, das sie mir in das Getränk gekippt hatte.

Wenn ich auf ihren Rücken schaute, dann kam sie mir vor wie eine hochgewachsene feenhafte Erscheinung, die ihre verzauberte Märchenwelt verlassen und die Realität betreten hatte. Doch das Feenhafte war nur rein äußerlich. In ihrem Innern war sie kalt, brutal und grausam. Sie schaute auch weiterhin in den Garten hinein und fing an, mit mir zu sprechen. Dabei sagte sie Worte, die wie ein Geständnis klangen.

»Der Friedhof, der Tod und der Mond, diese drei Dinge gehören zusammen. Sie sind sehr wichtig für mich, wobei der Mond an erster Stelle steht. Um sein Vertrauen immer wieder von neuem zu gewinnen, bin ich gezwungen, ihm Opfer zu bringen, verstehst du?«

»Nein!« lautete meine schwache Antwort.

Selma Scott schüttelte den Kopf. »Ich hatte mehr von dir erwartet, Geisterjäger.«

»Viele täuschen sich in mir, denn ich bin auch nur ein Mensch und kein Überfliegen«

»Nun ja, wie dem auch sei. Daß der Mond so zu mir steht, hat seine Gründe. Ich bin fest davon überzeugt, daß ich von ihm abstamme, daß er mich am Leben hält, und man bekommt keine Leistung ohne eine entsprechende Gegenleistung.«

»Das ist mir bekannt.«

»Gut, dann wirst du mich ja begreifen. Ich muß Gegenleistungen bringen, damit der Mond auch weiterhin auf meiner Seite steht und mir meine Existenz garantiert. Ich muß Opfer bringen. Ich muß gewisse Taten im Licht des Vollmondes begehen.«

»Morde?« fragte ich.

»Du siehst also, ich sehe es anders. Ja, es werden Menschen getötet, ihr Blut muß fließen. Es ist Saft, ihr Leben, das für eine Veränderung sorgen wird.«

»Ein Mord ist durch nichts zu rechtfertigen«, sagte ich mit schwach klingender Stimme.

Selma Scott lachte gegen die Scheibe. »Ich weiß, daß du so denkst, John Sinclair. Ich habe oft genug mit Hyram über dich gesprochen, aber ich denke anders darüber, denn der Tod garantiert mein Leben, meine Existenz. Würde ich es nicht tun, gäbe es mich nicht mehr.«

Ich sah zwar nicht klar, aber ich kam allmählich dahinter, auch wenn sich in meinem Kopf etwas ausgebreitet hatte, das sich anfühlte wie Pudding.

»Und dein Mann?« flüsterte ich. »Er war nicht so wie du. Ich kannte ihn, er war…«

»Ein Idiot, pardon, wenn ich das so sage. Er war ein Wissenschaftler, der sich durch mich noch einmal so etwas wie Jugend ins Haus holen wollte, obwohl dies relativ ist und ich ebenfalls nicht mehr die Jüngste bin. Für ihn war ich es, für ihn war ich das Leben, für ihn war ich der Sonnenschein, die Triebfeder, die den Motor in Bewegung hielt, der ihm sein Leben garantierte.«

»Warum hast du ihn geheiratet?«

Sie breitete die Arme aus und streckte sich. »Ich ihn geheiratet, John? Nein, es war umgekehrt. Er hat mich geheiratet, verstehst du das? Er hat mich geholt.«

»Und du warst einverstanden?«

»Natürlich. Hätte ich es besser haben können, als bei ihm und in diesem Haus zu wohnen? Hätte ich das?«

»Ich weiß es nicht.«

»Diese Tarnung war und ist ideal.« Schwungvoll drehte sie sich um und schaute mich wieder an.

Dann kam sie langsam auf mich zu.

Wieder blieb sie dicht vor mir stehen, senkte den Kopf und flüsterte: »Heute ist Vollmond, John, das weißt du genau. Du hast ihn gesehen. Er steht wie ein Gruß am Himmel. Er ist so wunderbar gelb und klar, und er schickt mir seine Botschaft. Sogar die Wolken haben sich aus seiner unmittelbaren Nähe verzogen. Es herrscht ein ideales Mordwetter für mich. Findest du nicht auch?«

Das fand ich nicht, aber es hatte keinen Sinn, ihr es zu sagen. Es hätte nichts geändert.

Sie lächelte wieder, streckte eine Hand aus und streichelte meine Wange. »Fast ist es schade, daß ich dich umbringen und begraben muß…«

»Dann hast du auch deinen Mann getötet?«

Ihre Hand zuckte zurück. Sie nickte sehr langsam. »Ja, ich habe ihn umgebracht, und der Arzt hat das auf den Totenschein geschrieben, worum ich ihn auch in all den anderen Fällen gebeten habe. Herzschlag, John, einfach Herzschlag…«

Ich hatte sehr wohl mitbekommen, was sie mir da erklärte. »Die anderen?« wiederholte ich.

»Sicher. In den letzten drei Jahren habe ich öfters auftanken müssen. So einige Menschen hier aus der Umgebung sind an Herzschlag gestorben, doch Hyram war mein Meisterwerk, weil es mir durch seinen Tod gelungen ist, dich herzulocken. Ich wußte genau, daß du deinem alten Lehrer die letzte Ehre erweisen würdest, das war mir von vornherein klar. Und du hast so gehandelt, wie ich es angenommen habe. Kompliment!«

Ich schloß die Augen. Diese Bewegung kam mir vor, als hätte man schwere Deckel über meine Pupillen gezogen. Dieses Weib war noch raffinierter und heimtückischer, als ich angenommen hatte.

Sie war der Tod auf zwei Beinen, mit einem sündhaft schönen Körper und einem Gesicht, in dem sich die Verlockung widerspiegelte.

Welch ein Satan!

Sie ließ mir Zeit, über mein Schicksal nachzudenken, und nach einer Weile stellte ich meine Frage.

»Bist du dir sicher, daß alles klappen wird?«

»Natürlich. Was sollte mich stören? Ich habe bisher immer gewonnen, John.«

»Aber es wird auffallen, wenn ich nicht mehr zurückkehre. Man wird dir auf die Spur kommen. Man wird dieses Gelände durchsuchen, man wird das Unterste nach oben kehren. Du kannst eigentlich nicht gewinnen, auch wenn der Arzt versuchen sollte, meinen Totenschein auf Herzschlag auszustellen. So etwas glaubt dir keiner.«

»Tatsächlich nicht?«

»Bist du so dumm?«

»Aber John«, sprach sie mich an, als wäre ich ein kleines Kind. »Ich werde bei dir doch keinen Herzschlag auf den Totenschein schreiben lassen. Du wirst überhaupt keinen Totenschein bekommen, denn Menschen, die es nicht mehr gibt, brauchen ihn nicht. Du wirst einfach verschwunden sein. Nur ich weiß, wo du dich aufhältst. Ich habe doch von dem Friedhof gesprochen, und auch du kennst ihn sehr gut, mein Lieber. Dort wirst du für alle Zeiten verschwinden. In einem feuchten Grab wird dein Fleisch vermodern, dort werden deine Knochen zu Staub zerfallen, und es hat einen Geisterjäger John Sinclair gegeben. Du bist meine größte Herausforderung. Ich habe sie angenommen, ich werde sie auch schaffen, darauf kannst du dich verlassen.«

Sie hatte es mir mit einer Sicherheit erklärt, die auf mich erschreckend wirkte. Irgendwo sogar verständlich, denn die Morde der Vergangenheit hatten ihr die Sicherheit gegeben. Und ich fühlte mich eingeschlossen in einen verdammten Teufelskreis, aus dem ich aus eigener Kraft nicht herauskommen konnte. Nicht so wie ich mich fühlte, so elend, so matt und nicht fähig, mich zu bewegen.

»Jetzt weißt du alles«, sagte sie. »Ich gebe dir noch kurz eine Galgenfrist, aber um Mitternacht werden wir den alten Friedhof erreicht haben, wo ich persönlich das Grab für dich schaufeln werde. Dann werden mir die Strahlen des Mondes diese Kraft verleihen, die dazu erforderlich ist. Nur wir beide, John, nur…«

Es klingelte.

Selma Scott stoppte mitten im Satz. Ich sah ihr an, daß ihr dieses Geräusch überhaupt nicht paßte, denn sie schien vor mir zu

versteinern.
»Besuch für dich, Mörderin«, flüsterte ich.
»Jaa - ich weiß«, dehnte sie und drehte sich um. Sie ging zur Tür. »Ich werde sogar öffnen, Sinclair, und wenn nötig, die trauernde Witwe spielen.«
»Geh zum Teufel!« keuchte ich.
»So schnell noch nicht.« Ihre Antwort verklang ebenso wie ihre Schritte. Sie hielt sich jetzt im Flur auf, ich war allein zurückgeblieben und hoffte nur, daß ich daraus Profit schlagen konnte. Noch hatte sie mich nicht entwaffnet. Die Beretta, das Kreuz und den Dolch trug ich bei mir. Auf keine der Waffen hatte ich verzichten wollen, auch wenn ich nicht unterwegs zu einem Fall gewesen war.
Was im Flur geschah, bekam ich nicht mit. Ich konnte mir auch keine Vorstellung darüber machen, wer diese Frau - eine Einzelgängerin innerhalb der Dorfgemeinschaft - besuchen wollte, für mich gab es das Problem der schrecklichen Lethargie, der Mattheit, die wie Leim meine Knochen durchzog und die Muskeln gelähmt hatte.
Der Weg zur Beretta war nicht weit. Ich brauchte nur meinen rechten Arm anzuheben und ihn an meinem Gürtel entlang Richtung Pistole schieben, das war alles. Doch meine Hand war schwer.
Sie schien das Zehnfache zu wiegen.
Ich bekam sie kaum hoch, die Muskeln spielten nicht mit. Sie waren völlig erschlafft, und ich kam überhaupt nicht in die Reihe.
Vor Wut tränten meine Augen. Es war so verflucht schlimm, da besaß ich Arme, Hände und Beine, ohne sie bewegen zu können. Sie glichen toten Gliedmaßen, die man kurzerhand mit meinem Körper verbunden hatte.
Schlaff hockte ich im Sessel. Ich war in Schweiß gebadet. Der Wille war vorhanden, aber er schaffte es nicht, über eine Grenze zu kriechen, die das verfluchte Gift mir gesetzt hatte.
Nicht einmal die Hand bekam ich hoch. Es gab auch nichts, mit dem ich sie hätte abstützen können, mir kam sie so vor wie der lahme Flügel eines Vogels.
Mit der linken Hand hatte ich das gleiche Problem. Es gab einfach keine Chance.
Hoffen konnte ich höchstens auf die Person, die geklingelt hatte. Ob sie mir allerdings eine Hilfe sein würde, stand in den Sternen. So wie es gelaufen war, konnte ich daran einfach nicht glauben.
Wie ein Ballon, der seinen Inhalt zur Hälfte verloren hatte, blieb ich im Sessel hocken und konzentrierte mich auf das, was möglicherweise im Gang geschah.
Ich hoffte auf eine Unterhaltung. Ich hätte mich auch gefreut, mehr als zwei Stimmen zu hören, dabei vernahm ich nichts. Wer immer bei dieser Frau erschienen war, er und sie hielten sich zurück.

Nur ein schwacher Lichtstreifen drang aus dem Flur in das Zimmer, wo ich meinen Platz gefunden hatte.

Wieviel Zeit verstrichen war, wußte ich nicht, weil es mir nicht einmal gelang, den linken Arm so zu drehen, daß ich auf meine Uhr schauen konnte.

Nur das Fenster behielt ich im Blick, und somit den Mond.

Der Erdtrabant, seit Urzeiten schon mit einem Hauch von Mystik umgeben, weil sein Licht, im Gegensatz zu dem der Sonne, nicht wärmte.

Er war kalt und für Menschen nicht gut, dafür aber für Schwarzblütler und Dämonen.

Mir flößte der Mond keine Furcht ein. Er gab mir auch keine Kraft. Er war für mich persönlich ein Himmelskörper wie jeder andere auch. Und trotzdem war er anders.

In diesem Fall empfand ich ihn als schlimm und grauenhaft. Er war ein Bote aus einer fernen, grausamen Welt, und ich dachte daran, daß ich unter seinen Strahlen den Tod erleiden würde.

Gekillt, begraben, verscharrt…

Sie kehrte zurück.

Sehr langsam öffnete sie die Tür und blieb auf der Schwelle stehen. Selma schaute dabei in mein Gesicht, und wieder zeigte sie ihr überhebliches Lächeln.

Dann spitzte sie den Mund und schickte mir ein leises Zischen entgegen. Anschließend sprach sie.

»Ich sehe die Frage und die Hoffnung in deinen Augen, John, aber nichts davon wird eintreten. Es war alles umsonst, verstehst du?«

»Nein…«

»Ich habe Besuch bekommen. Es war eine sehr neugierige Frau aus dem Ort. Sie heißt Harriet Slade, und sie wollte mir wohl Fragen nach dem Ableben meines Mannes stellen. Sie kam nicht dazu, und ich bin sicher, daß der Mond bald ein weiteres Opfer bekommen wird.«

Die Worte trafen mich schlimm. Ich kannte die Frau. Sie hatte sich auf dem Friedhof so mißtrauisch gezeigt, und sicherlich nicht ohne Grund. Jetzt war sie praktisch über ihren eigenen Schatten gesprungen und hatte sich auf den Weg in die Höhle des Löwen gemacht.

Ausgerechnet zu der Killerin. Damit hätte sie eigentlich rechnen müssen. Ich fragte mich, was in ihrem Kopf vorgegangen war.

»Sie hat dir nichts getan«, flüsterte ich. »Was hast du mit dieser unschuldigen Person gemacht?«

»Noch nichts, John, wirklich nicht. Sie lebt, nehme ich an. Sie hat ihren Platz in meinem Keller gefunden. Ich muß meinem verstorbenen Mann direkt dankbar sein, daß er nachträglich für den Einbau eines Kellers gesorgt hat. Glaub mir, dort ist diese Person gut aufgehoben. Ich werde mich im Nachhinein um sie kümmern, zuvor jedoch muß

ich mit dir fertig sein, John Sinclair.«

Ich ließ mir einen Augenblick Zeit, bevor ich die Frage stellte. »Willst du mich jetzt zum Friedhof schleppen?«

Sie kam näher, schüttelte den Kopf. »Noch nicht.« Bevor sie mich erreichte, ging sie nach links auf das Fenster zu. »Es wird zuvor etwas sehr Wichtiges geschehen, das unbedingt durchgezogen werden muß, weil es mein Schicksal so vorsieht.«

Ich fragte nicht danach, was es war. Sie hätte mir bestimmt keine akustische Antwort gegeben, aber ich bekam trotzdem eine, die so schaurig und grauenhaft war, daß ich damit nie im Leben gerechnet hätte.

Selbst ich erlebte noch schreckliche Überraschungen…

***

Es war ein Wunder, ein echtes Wunder, denn Harriet Slade lebte, obwohl sie die lange Steintreppe hinabgefallen war, und sie mußte ihrem Schutzengel dafür dankbar sein.

Sie lag mit angezogenen Beinen auf dem Steinboden, vollzog dabei die Schmerzen in ihrem Körper nach und lebte mit der Erinnerung an ihren Sturz.

Es war schlimm gewesen, sie hatte unter Schock gestanden und konnte sich nicht mehr an alle Einzelheiten erinnern.

Sie hatte den Stoß gespürt, war dann ins Leere gefallen, hinein in eine tiefe, wattiggraue Finsternis, war aufgeprallt, weitergerollt, immer und immer wieder, durch ihren Körper waren die Schmerzen getost wie böse, brutale Schläge, und sie hatte den Eindruck gehabt, als würde die Treppe überhaupt kein Ende mehr nehmen, als wäre sie die Stiege gewesen, die in die Hölle führte.

Dann aber war sie liegengeblieben, und so lag sie auch jetzt noch. Starr und still, nicht einmal zitternd, nur eingepackt in Schmerzen, die sich besonders stark in den Schultern ausbreiteten..

Irgendwann kam die Angst und mit ihr das Gefühl, alles vergessen zu wollen.

Ich bin tot, sagte sie sich. Ich bin tot, tot, tot…

Immer wieder hämmerte sie sich das ein, aber sie war nicht tot. Sie lebte, denn Tote verspürten keine Schmerzen mehr.

Harriet versuchte es. Man konnte ihr vieles absprechen, aber nicht eine gewisse Zähigkeit, zu der auch der Wille zählte, immer zu überleben und nicht so leicht aufzugeben, denn sonst wäre sie diesen Weg nicht gegangen.

Sie hat dich nicht geschafft, diese verfluchte Mörderin. Du bist trotz allem besser als sie. Du mußt einfach besser sein, wenn du überleben willst.

Überleben und bewegen!

Für Harriet war der letzte Begriff wichtig. Sie durfte nicht noch länger vor der verdammten Treppe liegen bleiben. Sie mußte versuchen, davon wegzukommen.

Sie mußte aufstehen, sie mußte…

Die Frau wälzte sich herum. Sie verlagerte den Druck auf andere Stellen ihres Körpers und schrie dabei leise auf. Jetzt erst stellte sie fest, wo die harten Stufen sie überall erwischt hatten. Eigentlich gab es keine Stelle, die nicht schmerzte.

Und trotzdem gehorchten ihr die Arme, die Beine, die Gelenke. Zuerst zog sie die Beine an, stemmte so gut wie möglich die Hacken gegen den Steinboden, stützte sich auch mit den Händen ab, und es gelang ihr, sich hinzusetzen.

Das war gut.

Ihr Keuchen erfüllte den Keller. Sie rutschte ein Stück zurück und spürte den Druck der letzten Stufe in ihrem Rücken. Um sie herum lag die Dunkelheit wie ein schwarzes Tuch. Kein Lichtstrahl drang durch, dieser Keller besaß kein Fenster, er war nur angefüllt mit einer nach Schimmel riechenden Kälte.

Und der Ausweg?

Es gab nur einen.

Er führte die Treppe hoch zu einer Tür, von der sie hoffte, daß dieses verfluchte Weib sie nicht verschlossen hatte. Gehört hatte sie nichts, wenn sie sich recht erinnerte.

Also da hoch, die Tür aufstoßen und nach Möglichkeit ungesehen das Haus verlassen.

Wenn das nur so einfach gewesen wäre. Harriet rechnete natürlich damit, daß diese Person da oben besser achtgab. Die hatte sie nicht ohne Grund in den Keller hinabgestoßen, und sie rechnete sogar damit, daß sie hier sterben sollte.

Der Gedanke daran ließ die kalte Angst in ihr hochsteigen, mobilisierte auch ihren Widerstand, und Harriet gab nicht auf. Zunächst mußte sie auf die Füße kommen.

Das fiel ihr sehr schwer, sie drehte sich im Sitzen herum und stützte sich mit beiden Händen an der zweitletzten Treppenstufe ab. Dabei spannte sich ihr Rücken. Er fühlte sich an, als hätte ihn jemand mit einem Sägeblatt verletzt.

Aber sie gab nicht auf.

Ich will es schaffen, ich muß es schaffen!

Diese Frau besaß einen unwahrscheinlichen Willen. Sie hatte in den letzten Jahren alles aus eigener Kraft schaffen müssen und nie aufgeben dürfen. Dieses Training machte sich jetzt bemerkbar.

Und so kam sie dann hoch.

Sie hörte sich selbst stöhnen, aber dieses Geräusch feuerte sie nur weiter an.

Ich packe es, ich schaffe es - sie stand!
Dabei zog sie den Kopf zurück, ignorierte die Schmerzen und Stiche in ihrem Rücken.
Dafür lachte sie.
Nicht schrill und laut, mehr hechelnd und keuchend, auch irgendwie zufrieden, denn der große Erfolg setzte sich zumeist aus zahlreichen kleinen Teilerfolgen zusammen.
Geschafft!
Sie stand vor der Treppe, in völliger Dunkelheit, und sie besaß weder Streichhölzer noch eine Lampe.
Aber sie mußte hier irgendwo liegen. Auf der Treppe war sie bestimmt nicht zurückgeblieben.
Erst die Lampe finden, dann den Fluchtversuch unternehmen. Sie verbannte die Dunkelheit aus ihrem Gehirn, denn vor ihr hatte sie sich schon als Kind gefürchtet. Jetzt wollte Harriet nicht mehr daran denken, daß sie von ihr umgeben war.
Die Frau stellte Überlegungen an. Sie ging davon aus, daß die Lampe tiefer in den Keller gerollt war, über dessen Größe sie überhaupt keinen Bescheid wußte.
Demnach mußte sie von der Treppe weggehen, die Beine manchmal seitlich bewegen, so daß sie eine Chance bekam, gegen die Lampe zu stoßen.
Einen Schritt weit kam sie.
Dann sah sie die Augen!
Und diesmal jagte der Schreck wie eine Messerklinge durch ihren Körper. Direkt vor ihr starrten sie die türkisfarbenen Katzenaugen an, und sie sahen aus, als würden sie in der Luft schweben.
Wirklich nur ein Paar?
Links von ihr hörte sie das Fauchen!
Demnach hockte dort eine zweite Katze. Harriet drehte den Kopf, weil sich das Geräusch so verflucht nah angehört hatte.
Wie aus dem Nichts waren die anderen Augen da.
Es sah so aus, als hätte ein großer Finger mit der Spitze Punkte in die Finsternis hineingestochen und diese Löcher gleichzeitig mit einer schrillen Farbe ausgefüllt.
Sechs Augenpaare.
Sechs Katzen.
Sechs Feinde!
Die Angst kehrte zurück. Diese tiefe, unheimliche Angst, die sie schon als Kind vor Katzen gespürt hatte. Jetzt war diese verfluchte Angst zu einer Realität geworden, ein Alptraum hatte sich für diese Frau bewahrheitet.
Es zählte zu dem Schlimmsten, was sie sich vorstellen konnte, und sie lauschte ihrem eigenen, scharfen Atem nach, der schwer und seufzend

die Stille des Kellers störte.

Sie und die Katzen.

Bestimmt wollten die Tiere nicht gestreichelt werden, die sich da in einem Halbkreis vor ihr aufgebaut hatten. Sie würden sie anspringen, angreifen und ihre Krallen tief in die Haut schlagen, um kleine, aber böse Wunden zu reißen.

Was sollte sie tun?

Vergessen war die Lampe. Es gab für sie nur den Weg in der Dunkelheit über die Treppe hoch bis zur Tür, dann darauf hoffend, daß sie nicht verschlossen war, anschließend in den Flur und sich dieser verdammten Witwe stellen, denn mit ihr würde sie eher fertig werden als mit den Katzen.

Die aber machten ihr einen Strich durch die Rechnung.

Bisher hatten sie sich nicht gerührt und das Opfer nur beobachtet. Jetzt aber setzten sie sich in Bewegung, und sie gingen so leise vor, daß Harriet Slade nicht einen Laut vernahm.

Samtpfoten - lautlos, aber gefährlich…

Die Augen blieben dabei in einer Höhe. Schillernde, gefährliche, facettenreiche Kreise, die von innen her leuchteten, als würde ein böser Geist in ihnen stecken.

Sie kamen.

Sie zogen den Halbkreis enger.

Dann sprangen sie.

Es waren nur zwei, die sich abstießen. Harriet verfolgte die Augen. Ein Geräusch, das sich anhörte wie ein wildes, fauchendes Schreien, peinigte ihre Ohren.

Sie taumelte zurück.

Aber da war die Treppe mit ihrer letzten Stufe, gegen die Harriet mit der Hacke prallte.

Sie kippte nach hinten.

Beide Bestien verfehlten sie, denn mit diesem Sturz hatten auch sie nicht rechnen können. Sie wischten so nah an Harriets Gesicht vorbei, daß diese sogar den Luftzug spürte.

Sie aber lag rücklings auf den Stufenkanten und spürte das Schneiden der Messerklingen an ihrer Wirbelsäule, als sollte diese an verschiedenen Stellen zersägt werden.

Die Katzenkörper erreichten den Boden. Es war kaum ein Aufprall zu hören, weil er von den Füßen so gut abgefedert wurde. Aber die vier anderen wollten es besser machen.

Diesmal hörte Harriet kein Fauchen, dafür ein klagendes Schreien, als hätte man ihnen etwas getan, und diese vier Katzenbälger erwischten sie voll. Jedenfalls hatte sie den Eindruck, als wären es vier Körper, die sich an ihr festgekrallt hatten.

Sie fauchten, sie bissen, sie kratzten, sie schlugen mit den Krallen. Sie

waren wie von Sinnen, und nichts konnte sie stoppen.

Auch Harriet nicht?

Normalerweise wäre sie die Unterlegene gewesen, aber die letzten Minuten hatten ihr eine Kraft verliehen, an die sie selbst nicht mehr geglaubt hatte.

Jetzt kämpfte sie.

Es waren wilde, harte Abwehrbewegungen, und sie besiegte damit auch ihre eigene Angst vor den schrecklichen Alpträumen ihrer Kindheit. Sie wollte nicht sterben, sich nicht von den Krallen der Tiere zerfetzen lassen, sie drosch einfach um sich.

Die rechte Hand zur Faust geballt, die linke gekrümmt, so daß sie mit ihren Fingern zustoßen konnte und sie wie kleine Speere in das weiche Fell hineinrammte.

Sie packte auch zu, schleuderte fauchende Katzen von sich, jubelte innerlich auf, wenn sie hörte, mit welchen Geräuschen die Tiere gegen die Wand oder auf den Boden klatschten, kümmerte sich nicht um eigene Verletzungen und versuchte nur, ihr Gesicht zu schützen, damit ihr die scharfen Krallen nicht in die Augen fuhren.

Und sie kam sofort hoch.

Im Sitzen kämpfte sie weiter. Mit der Faust erwischte sie mehr als einmal die empfindlichen Nasen der Tiere, bekam einen Schwanz zu packen, zerrte die fauchende Katze hoch und schleuderte sie in einem Anfall von Wut weg.

Irgendwann würden ihre Kräfte erlahmen, davon ging sie aus. Bis dahin aber wollte sie es geschafft und die Treppe hinter sich gelassen haben.

Noch saß sie mit dem Rücken zu ihr, stemmte sich dann hoch und glich den Aufprall der Katze aus, als diese gegen ihre Brust prallte und nicht mehr dazu kam, sich festzukrallen.

Sie rutschte zu Boden, Harriet traf sie mit einem Tritt, schleuderte sie weg, aber der Kampf im Dunkeln ging weiter.

Die Frau sah nur die Augen, die ihr jetzt vorkamen wie farbige Blitze. Immer wieder, von rechts nach links, von oben nach unten, wurde die Dunkelheit gespalten, begleitet von dem wilden Fauchen, einem scharfen Miauen oder schrillen Kreischgeräuschen.

Harriet Slade taumelte nach vorn. Sie hielt sich trotz ihrer Schmerzen auf den Beinen, aber sie mußte sie in dieser Lage einfach vergessen. Das Überleben war wichtig.

Noch einmal erwischte sie eine Katze mit einem mächtigen Fußtritt und schleuderte den Körper weit von sich. Als er zu Boden prallte, hörte sie auch ein anderes Geräusch.

Es kratzte, als würde Metall über Stein schleifen.

Die Lampe bestand aus Metall.

Harriet überlegte nicht lange. Sie stürzte sich förmlich hinein in die

Dunkelheit und hoffte, mit einem Fußtritt die Lampe zu erwischen. Dagegen zu treten, sie…

Es klappte.

Krallen bissen sich in ihrem linken Bein fest, was sie nicht daran hinderte, sich nach vorn fallen zu lassen und mit beiden Händen nach der Lampe zu tasten.

Dabei spürte sie die schnellen, tappenden Bewegungen auf dem gekrümmten Rücken, als eine Katze versuchte, diesen Weg in Richtung Nacken und Kopf zu nehmen.

Sie hatte die Lampe.

Sie richtete sich auf.

Die Katze biß zu.

Zähne hackten in ihren Nacken. Kleine Wunden entstanden, Blut quoll hervor, Pfoten rissen und zerrten an ihren Haaren, fuhren glühend über die Kopfhaut, und Harriet schüttelte sich in einem Anfall von Wahnsinn, wie sie es nie getan hatte.

Die Katze flog von ihrem Körper. Weich landete sie auf ihren Pfoten. Endlich fand Harriet Zeit für ihre Lampe. Sie drückte den kleinen Schalter nach vorn.

Ein unterarmbreiter Strahl zeichnete eine Tunnel in die Finsternis des Kellers, huschte wie ein helles, schnelles Auge an der gekalkten Wand entlang, schleifte wieder über den Boden und holte zwei Katzenkörper aus der Finsternis, die das Licht überhaupt nicht mochten, denn sie huschten so schnell wie möglich weg.

Harriet Slade drehte sich.

Sie wollte die Treppe sehen, die verfluchten Stufen, über die sie nach unten gefallen war.

Die Lampe zeichnete einen breiten Lichtteppich auf die Steinstufen, die vor einer Holztür endeten.

Doch die Treppe war besetzt.

Vier Katzen hockten dort wie Wächter. Sie fauchten böse, ihre Schwänze bewegten sich hektisch, und zwei weitere Tiere waren mit wenigen Sprüngen bei ihnen, um eine Stufe tiefer ihre Plätze zu finden.

Das war schlecht.

Aber sie wollte gehen, sie mußte gehen, es gab einfach keinen anderen Ausweg, obwohl sie die Lampe noch einmal drehte, um in die Tiefe des Kellers zu leuchten.

Da war nichts.

Keine Tür, keine Fenster, nur eine sehr schmale Öffnung, durch die ein Katzenkörper paßte, aber kein Mensch. Jetzt wußte sie, wie es die Tiere geschafft hatten, den Keller zu betreten.

Da sie auf der Treppe hockten und sich als Wächter ausgaben, mußten sie Befehle bekommen haben, und zwar von einer Frau, die

oben auf ihr Opfer lauerte.

Noch einmal leuchtete Harriet den Keller aus, weil sie nach einer Waffe suchte.

Es gab keine.

Weder Holz noch Eisen, überhaupt nichts war vorhanden. Sie mußte sich auch weiterhin gegen die Katzen mit bloßen Händen verteidigen. Und sie überlegte, wie sie es anstellen sollte, nach oben zu kommen. Die Stufen hochrennen, so schnell sein, wie es die Katzen unter Umständen nicht waren.

Das würde möglicherweise einem austrainierten Sportler gelingen, aber nicht ihr.

Bisher hatte sie mehr Pech als Glück gehabt. Das wiederum änderte sich urplötzlich, und sie begriff es zunächst nicht, weil sie den Grund nicht einsehen konnte.

Zuerst sträubte sich das Fell der Katzen, dann wischten sie fast gleichzeitig mit ihren Schwänzen über die Stufen, und Harriet bekam mit, wie ihre Angriffslust verschwand.

Sie entspannten sieh.

Und deshalb wohl blieben sie auch nicht hocken. Mit geschmeidigen Bewegungen drehten sie sich auf ihren Plätzen herum, und dann gab es für sie nur ein Ziel.

Die Tür.

Lautlos huschten sie mit ihren samtenen Pfoten die Treppe hoch, verfolgt vom Strahl der Lampe, die Harriet in ihrer zitternden Rechten hielt. Sie konnte es einfach nicht begreifen, es war ihr unmöglich, sie hatte nichts daran getan.

Die Katzen erreichten fast gemeinsam die Tür. Im nächsten Moment bewiesen sie ihre Schlauheit und Raffinesse.

Zwei von ihnen sprangen in die Höhe. Ihre Körper wuchteten gegen die Klinke, die durch den Druck nach unten glitt, und zwar so weit, daß sich die vier anderen Tiere gegen die Tür werfen und sie aufdrücken konnten.

Freie Bahn.

Sie huschten durch einen schmalen Spalt in den Flur und ließen eine zitternde, blutende, aber lebende Harriet Slade zurück…

***

Selma Scott war wieder da, hatte mir den Rücken zugedreht und schaute aus dem Fenster.

Mir war klar, daß sie sich nicht für die nächtliche Landschaft interessierte, sie wollte nur ihre Blicke gegen den Mond richten und von ihm Kraft bekommen.

Als Mensch mit der Mondkraft paktieren…

Wo gab es das?

Ich wußte es nicht und konnte leider nur unbeweglich in diesem verdammten Sessel hockten bleiben.

Ich hörte sie atmen.

So atmete ein Mensch, aber kein Dämon.

Was war sie tatsächlich? Möglicherweise ein Zwitter, ein Mittelding zwischen beiden?

Mir rann ein eisiger Schauer über den Rücken. Mein Mund wirkte wie ausgetrocknet. Ich fühlte mich, als würde ich in einer Mini-Sauna hocken.

Und dann hörte ich sie keuchen.

Es war ein tiefes, ein schon beinahe grunzendes Geräusch, irgendwo in ihrem Schlund geboren. Es hatte etwas Tierisches an sich, aber auch eine Spur von Furcht.

Das Keuchen blieb.

Nicht mehr so langgezogen, jetzt mehr hektisch und sehr schnell hintereinander folgend.

Sie bewegte dabei ihre Schultern.

Zuerst hoch, dann runter.

Immer und immer wieder.

Sie bewegte auch ihre Beine. Die Füße scharrten und schleiften unruhig über den Boden. War dies schon der Vorbote zum tierischen Dasein? Würde sie sich in einen Werwolf oder in ein anderes Monster verwandeln?

Alles war möglich. Ich rechnete mit dem Schlimmsten. Selbst damit, daß plötzlich ein feuerspeiender Teufel vor mir stehen und mich anfauchen würde.

Das trat nicht ein.

Statt dessen zuckten ihre Arme mit einer blitzartigen Geschwindigkeit hoch. Die gespreizten Hände wühlten sich dabei von zwei verschiedenen Seiten her in die Haare, als wollten sie diese in breiten Strähnen von der Kopfhaut reißen.

Sie blieben zwar in der Höhe, nur wanderten sie jetzt über den Kopf hinweg auf das Gesicht zu.

Ich schaute nach wie vor auf den Rücken der Person, so daß ich nicht erkennen konnte, was sie im einzelnen vorhatte.

Dann aber hörte ich ein Geräusch, das mir eine Gänsehaut über den Rücken jagte.

Da glitschte etwas auf, als würde Fett zwischen Fingern zermatschen. Beinahe hatte es den Anschein, als wollte sich die schöne Frau ihre Haut abziehen.

So etwas wäre nicht das erste Mal gewesen, das hatte ich bereits bei der Wiedergeburt der Hexe Assunga erlebt. Die Hände blieben dort, wo sie waren, die Finger zuckten, drehten, zerrten weiter.

Sie erzeugten Geräusche, die mir einen Schauer nach dem anderen

über den Rücken fließen ließen.

Und dann dieses schreckliche Stöhnen. Als würde die Frau unsägliche Schmerzen erleiden.

Plötzlich bückte sie sich. Ihre Arme sah ich dabei wie weiße Stangen nach unten zirkeln. Sie hob etwas auf, was ich nicht erkennen konnte, aber mit zielsicheren Bewegungen streifte sie sich diesen Gegenstand über den Kopf. Er floß an ihrem Körper herab - Stoff schabte über Stoff - und kam erst in Höhe der Knöchel zum Stillstand.

Die Frau hatte ihr Kleid verborgen. Im Gegensatz zu ihrem ersten konnte der neue Mantel nur als ein alter Lumpen angesehen werden, der eine Kapuze besaß, die sie mit einer raschen Bewegung über den Kopf streifte.

Es war einfach nicht zu fassen. Ich kam zu keinem Ergebnis und versuchte verzweifelt, etwas zu erkennen.

Auch in der Scheibe spiegelte sich nichts Verwertbares. Zwar sah ich einen schwachen Umriß, der sich auch bewegte, aber das war wirklich alles.

Sie machte weiter. Jetzt krümmte sie die Finger. Dabei überkam sie ein Zucken, und sie stöhnte so heftig auf, daß es den Anschein hatte, jemand wäre dabei, sie zu foltern.

Sie beugte sich nach vorn. Ich starrte auf den gekrümmten Rücken, der mich an den einer Märchenhexe erinnerte.

Wer war diese Frau?

Ich erinnerte mich an ihre Erklärungen, die für mich noch immer rätselhaft waren. Es mußte etwas mit dem Mond zu tun haben, die Veränderung ging wahrscheinlich auf sein Licht zurück.

Das war ähnlich wie bei einem Werwolf oder einem Vampir. Auch sie veränderten sich unter den Strahlen des Mondes, aber diese Frau gehörte zu keinem der beiden Wesen.

War sie so etwas Besonderes?

Ich versuchte zwischendurch immer wieder, auf die Beine zu kommen, doch das verfluchte Gift ließ mir leider keine Chance. Es war nicht zu schaffen, ich mußte im Sessel bleiben, als hätte man dessen Fläche mit einer dicken Leimschicht bestrichen.

Selmas Hände sanken nach unten.

Sie sackten so schnell, daß es beinahe aussah, als würden sie einfach abfallen.

Die Frau stand starr.

Ich hörte sie ächzen, sie leiden, dann aber knurren. Danach ging ein Ruck durch ihren Körper. Eine ungewöhnliche und nicht sichtbare Kraft schien ihr einen heftigen Stoß verpaßt zu haben.

Aufrecht und sehr gerade blieb sie stehen, ihr Gesicht noch immer dem Fenster und damit dem Mondlicht zugedreht.

Das aber änderte sich.

Sehr langsam drehte sie sich um und sie starrte mich an. Ich schaute geradewegs in das verwüstete Gesicht einer uralten Greisin…

***

Mein Gott, schoß es mir durch den Kopf. Mein Gott, wie war so etwas möglich? Wie konnte nur dieses verunstaltete Gesicht entstanden sein?

Allein durch das Mondlicht?

Ja, natürlich auch durch Magie. Durch eine finstere, unheimliche magische Kraft. Eine andere Lösung konnte es dafür einfach nicht geben.

Noch lag ihr Gesicht zu sehr im Schatten, als daß ich hätte Einzelheiten erkennen können. Daß sie allerdings um Jahre gealtert war, stand fest. Ich kannte den Grund nicht, ich kannte mich überhaupt nicht mehr, ich wußte nur, daß man mich in diesem verdammten Fall einfach mattgesetzt hatte.

Durch ein paar Tropfen, durch irgendeine Tablette, jedenfalls durch ein verfluchtes Gift.

Und die Person, die dafür die Verantwortung trug, verließ die schattige Stelle und baute sich so auf, da sie mir geradewegs ins Gesicht schauen konnte. Das Licht einer Wandleuchte streichelte den oberen Teil ihrer Gestalt, und noch einmal durchzuckte es mich, als ich sie nun in aller Klarheit vor mir sah.

Die vordere Hälfte ihres Kopfes glich einer Rune und gleichzeitig einer Ruine.

War es überhaupt noch Haut, die sich über ihr Gesicht spannte, oder war diese von einer alten, braungrauen Rinde abgelöst worden, die dick und klumpig die Umrisse des Gesichts nachzeichnete?

Aus ihnen stach die Nase hervor wie ein schmaler, kantiger Erker, der in seiner Mitte noch einen Buckel besaß. So sah die Hexe in den alten Märchenbüchern aus, denn auch die böse blickenden Augen und der schmallippige Mund kamen diesem Bild gleich.

Hinzu mußte ich die alte, lumpige Kleidung rechnen, die gichtkrummen Hände, deren Finger mich an Zweige erinnerten.

Sie bot ein furchtbares Bild. Nur mehr ein Zerrbild ihrer alten Gestalt, ein lebendig gewordener Beweis für den Schrecken.

Selma schlurfte auf mich zu. Sie hielt den Mund offen. Es hätte mich nicht gewundert, wenn mir eine faulig stinkende Atemwolke entgegengeweht wäre.

Statt dessen sprach sie mich an. Und sie redete leise. Die Stimme glich mehr einem bösen Flüstern und Sticheln, sie hatte nichts mehr mit der gemein, die ich kannte.

»Jetzt wird dich nichts mehr retten, Sinclair. Ich bin soweit. Schau mich an. Sieh, was aus mir geworden ist. Ich habe mich dem

Mondlicht zugedreht. Es hat mich so verändert, aber es ist nicht schlimm, denn ich weiß, daß es dazugehört. Dieser alte Zauber ist eingepackt worden in seine speziellen Rituale, denen ich mich unterworfen habe. Ist das nicht ungewöhnlich, Sinclair? Hast du so etwas schon erlebt? Das Mondlicht verwandelt, aber nicht in einen Werwolf, auch nicht in einen Vampir, sondern in eine uralte Totengräberin.«

Sie fügte ihren Worten ein schrilles Kichern hinzu, bewegte den Kopf hektisch nach vorn und wieder zurück, bevor sie ihren Weg fortsetzte und auf mich zukam.

Ich saß da, ohne mich zu bewegen. Es hatte einfach keinen Sinn, einen erneuten Versuch zu starten.

Dieses verfluchte Gift hatte meinen Körper gelähmt.

Sie nickte mir zu. »Denkst du noch an mein Versprechen, John Sinclair? Habe ich dir nicht schon erzählt, daß der Friedhof unser Ziel sein wird. Dort ist alles vorbereitet. Ich habe mir eine sehr romantische Stelle ausgesucht, wo ich dich in die kühle Erde legen werde. Aber lebendig, nur wehrlos. Du wirst in dem für dich bestimmten Grab liegen, in die Höhe schauen, mit ansehen und dabei Zeuge sein, wie ich die Schaufel in den Lehmhügel stechen werde, um die schwere Erde auf dich zu schleudern. Schaufel für Schaufel. Und es wird wunderbar sein, das kann ich dir versprechen.«

»Warum nur?«

Sie hatte schon nach mir greifen wollen, zog die Hand aber zurück und gab mir die Antwort. »Das kann ich dir sagen, John. Um wieder jung und schön zu werden, muß ich dem Mond ein Opfer bringen. Er ist mein Gott. Er verlangt Menschenopfer. Meinen lieben Gatten hat es erwischt, du wirst ebenfalls nicht daran vorbeikommen, andere sind schon längst tot. Nach dir aber werde ich für eine lange Zeit meine Ruhe finden.«

»Wie viele Menschen sind denn deinetwegen gestorben?« wollte ich wissen.

»Ich habe sie nicht gezählt. Ich kenne auch mein Alter nicht, aber ich weiß über die Kraft des Mondes Bescheid, die es schafft, mich immer wieder zu regenerieren. Es ist einfach wunderbar, sich auf sie verlassen zu können, himmlisch…«

»Und wann wirst du wieder jung?« fragte ich.

»Später, Sinclair, aber das wirst du nicht erleben. Wenn dein Herz nicht mehr schlägt, ist es soweit, dann werde ich wieder jung.«

Sie nickte, beugte sich zu mir herab. Sie streckte mir die Hand entgegen. So alt und braun sah sie aus, krumm und knorrig wie trockenes Gestrüpp.

Und dann faßte mich die Hand an. Zuerst kam es mir vor wie ein böses Kratzen, als sie mich berührte und über meine Kleidung schabte.

Mit den Spitzen zerrte sie am Hemdstoff, glitt über die Brust meinem Kinn entgegen, um dort zum erstenmal die Gesichtshaut zu berühren.

Der Kontakt ließ mich zusammenzucken. Die ›Fingerspitzen‹ fühlten sich irgendwo feucht an, als wären sie zuvor in Wasser getunkt worden. Sie fuhren durch meine Haare, wanderten wieder über die Wange nach unten und legten sich um meinen Hals. Sie konnten mir die Luft abdrücken, ohne daß ich in der Lage gewesen wäre, etwas dagegen zu unternehmen.

Ich war aus dem Rennen!

Natürlich hatte ich es versucht, aber nicht einmal anheben konnte ich meinen rechten Arm, geschweige denn, ihn in die Nähe meiner Beretta bringen.

Das wußte Selma Scott. Möglicherweise hatte sie auch meine Gedanken geahnt, weshalb sonst hätte sie so leise gelacht und sich regelrecht gefreut?

»Nein, nein, auch wenn du alles versuchst, du mußt einsehen, daß ich die Stärkere bin.«

Sie schob ihre Gestrüpphände über meine Achseln, blieb noch für einen Moment stehen, dann rückte sie hoch.

Und ich mit.

Verdammt, diese Person hob mich an, als hätte sie keinen Menschen vor sich, sondern eine Puppe.

Es bereitete ihr keinerlei Schwierigkeiten, sie keuchte nicht einmal, sie stellte mich mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit auf die Beine und mußte mich festhalten, denn aus eigener Kraft konnte ich mich nicht halten. Ich wäre zusammengesackt und vor dem Sessel liegengeblieben.

»Du bist schwach, wie?« verhöhnte sie mich.

»Ja…«

»Gefällt dir nicht…«

Ich gab ihr keine Antwort. Es wäre sinnlos gewesen, mit ihr darüber zu sprechen.

Sie packte zu und kam dabei so dicht an mich heran, daß sich unsere Körper berührten. Durch den gemeinsamen Druck konnte ich ihn spüren und hatte den Eindruck, ebenfalls an Gestrüpp zu lehnen.

Noch einmal griff sie zu. Diesmal erwischten ihre Hände meine Hüften. Der Griff war hart. Sie stemmte mich in die Höhe, ließ mich fallen, schnappte mich auf.

Genau das hatte sie gewollt, denn nun konnte sie sich drehen und mich kippen lassen. Sie ging gleichzeitig in die Knie, damit mir kein Hindernis im Weg stand, als ich nach vorn kippte.

Ich fiel über ihre Schulter hinweg, sie drückte mich noch einmal hoch, dann hatte ich die richtige Position.

»So ist es gut«, hörte ich sie flüstern und sich selbst loben. »Ja, so

habe ich dich haben wollen.«

Ich konnte nur nach unten schauen, sah meine Arme baumeln, die einen zuckenden Schatten auf den Fußboden warfen.

Dann drehte sie sich um und ging mit ihrer menschlichen Last auf die Tür zu.

Ich gab mir nicht mehr die Blöße, nach dem Ziel zu fragen. Ich wußte ja, wo es lag.

Auf dem Friedhof und sechs Fuß tief in der Erde…

***

Die Katzen waren verschwunden. Lautlos wie Schatten hatten sie hintereinander den Keller verlassen, nachdem sie die Stufen der Treppe hochgehuscht waren.

Harriet Slade stand allein in der Dunkelheit. Sie hatte die Lampe gelöscht, weil eben die Tür nicht wieder geschlossen war und sie nicht wollte, daß eventuell ein schwacher Lichtschein nach außen drang.

Hätte sie jemand danach gefragt, wie sie sich fühlte, so hätte sie ihn nur ausgelacht oder beschimpft.

Sie war einfach kaputt, völlig daneben, und sie wußte nicht einmal, wo sie überall Schmerzen hatte.

Es gab wohl keine Stelle an ihrem Körper, die nicht in Mitleidenschaft gezogen worden war.

Hinzu kamen die kleinen Wunden, die von den Zähnen und Krallen der Katzen hinterlassen worden waren. Nie sehr groß, mehr wie lange Streifen, aber doch so tief, daß Blut herausströmen konnte.

In den Knien spürte sie das weiche Gefühl. Sie hätte sich am liebsten lang auf den Boden gelegt, um endlich Ruhe zu finden. Einfach wegsacken, hineintauchen in den tiefen Schlaf, wo sie den verfluchten Horror vergessen konnte.

Wenn sie atmete, hörte es sich an, als wäre irgendwo im Keller ein Ventil undicht. Es war mehr ein Keuchen, das da aus ihrem Mund drang, und dabei legte sich auch der warme Speichel auf ihre Lippen.

Sie stand an der Treppe und mußte hinauf, wenn sich etwas ändern sollte. Erst hinter ihr lag der Ausgang, möglicherweise die Freiheit.

Es fiel ihr schwer, und es war so hart, so sich Harriet nach vorn beugte, um erst einmal am Geländer Halt zu finden, weil sie einfach nicht mehr so lange stehen wollte.

Von den Katzen hörte und sah sie nichts mehr. Auch andere Geräusche drangen nicht durch den Türspalt. Dennoch mußte Selma Scott im Haus sein, hatte möglicherweise durch das Benehmen ihrer Katzen Verdacht geschöpft und würde sich irgendwann aufraffen, um im Keller nachzuschauen.

Bis dahin mußte sie ihn verlassen haben.

Alles fiel ihr schwer, jeder Schritt, jede Bewegung, aber sie hielt

durch, es gab keinen anderen Weg, wenn sie nicht im Keller versauern wollte.

Noch einmal schaltete sie die Lampe ein. Der Strahl huschte hoch bis zur Tür.

Die Stufen würde sie noch schaffen, sie mußte sich nur zusammenreißen. Was anschließend geschah, wenn sie das Haus verlassen hatte, darüber wollte sie noch nicht nachdenken. Es würde wohl am besten sein, wenn sie so rasch wie möglich in ihr Haus ging, mit der Polizei telefonierte, damit die sich um den Fall kümmerte.

Allerdings besaß sie keine Beweise, nur Verdachtsmomente, die allein auf ihrem Mist gewachsen waren. Und ob die akzeptiert wurden, war fraglich.

Stufe für Stufe zog sie sich hoch. Mit der linken Hand hielt sie sich am Geländer fest. Harriet hatte versucht, den Weg so leise wie möglich zurückzulegen, was ihr nicht gelang. Zu eckig und zu steif waren die Bewegungen. Mehr als einmal stieß sie mit der Fußspitze gegen die Stufenkanten und schlurfte mit ihren Sohlen über den unebenen Stein hinweg. Jetzt zählte eigentlich nur, daß sie die Stufen auch hinter sich brachte und nicht auf halbem Weg zusammenbrach.

Sie packte es. Je mehr sie hinter sich ließ, um so besser ging es ihr. Okay, die Schmerzen waren noch vorhanden, ihre Glieder besaßen die dreifache Schwere, aber sie kam ihrem Ziel immer näher, und als sie die Tür erreicht hatte, verzerrte sich ihr Gesicht für einen Moment in einem wilden Triumph.

Geschafft!

Erleichtert und durchaus hörbar floß der Atem aus ihrem Mund und gegen den Spalt der Tür, den sie nur mehr zu erweitern brauchte, um den Keller endgültig verlassen zu können.

Einfach wunderbar…

Sie drückte dagegen.

Die Tür war zu schwer, deshalb mußte sie mehr Kraft aufwenden. Das aber ließ sie sehr schnell bleiben, denn sie hatte im Flur Schritte gehört, und die näherten sich der Kellertür.

Die Lampe hatte sie längst gelöscht. Jetzt zog Harriet behutsam die Tür wieder zu. Sie lehnte sie allerdings nur an und hoffte, daß die Scott dies nicht sah.

Dann konzentrierte sich die Frau auf die Schrittechos. Ja, sehr bald hörte sie die Tritte deutlicher, aber sie blieben glücklicherweise auf Distanz, denn die Person zeigte kein Interesse daran, in den Keller zu gehen.

Sie ging vorbei, flüsterte mit sich selbst, denn es war niemand da, der ihr Antwort gab.

Verstehen konnte Harriet die Worte nicht. Zudem wunderte sie sich über die Stimme, die so verändert klang, das war nicht die der Selma

Scott. Bewegte sich eine fremde Person durch das Haus?

Durch den Spalt wehte ein leichter Luftzug, der Harriets Gesicht streifte.

Der Durchzug konnte nur entstanden sein, wenn eine Tür oder ein Fenster geöffnet worden war.

Harriet hoffte darauf, daß es die Haustür gewesen war und verließ endlich ihr Versteck. In der rechten Hand hielt sie die Taschenlampe schlagbereit. Es war der einzige Gegenstand, mit dem sie sich verteidigen konnte.

Sie brauchte es nicht. Harriet befand sich allein im Flur. Von Selma Scott war nichts zu sehen.

Dafür zuckte Harriet zusammen, als sie hörte, wie die Haustür zufiel. Danach kehrte Ruhe ein.

Jetzt war die Frau allein im Haus. Das wiederum wollte sie auch nicht, sie kam sich dabei vor wie eine Diebin. Zudem drängte sie die Neugierde, etwas zu tun. Sie wollte wissen, weshalb Selma Scott das Haus verlassen hatte und wohin sie gegangen war.

Den Weg zur Tür hatte sie rasch gefunden. Auch wenn ihre malträtierten Knochen schmerzten, sie gönnte sich keine Pause, erreichte die Haustür und zog sie vorsichtig auf.

Draußen lag die Nacht, die durch das Licht des Mondes einen silbrigen Schimmer bekommen hatte, der sich auch schleierhaft über den Garten verteilt hatte.

Und dort sah sie eine Gestalt.

Sie ging schwer und hinkend. Über ihrer linken Schulter lag ein Sack oder zumindest ein ähnlicher Gegenstand, der auch durchaus ein Mensch hätte sein können.

War das Selma Scott?

Harriet konnte es nicht glauben. Sie kannte die Frau, sie hatte sie oft genug gesehen, aber die ungewöhnliche Gestalt, die schon das Ende des Gartens erreicht hatte, besaß kaum eine Ähnlichkeit mit Selma Scott. Sie erinnerte Harriet mehr an eine mit einem dunklen Umhang bekleidete Hexe, die sich etwas über die Schulter geladen hatte.

Sie ging irgendwohin.

Sie hatte ein Ziel…

Harriet überlegte. Im Haus stand sie nicht mehr. Sie genoß die kühle Nachtluft, dachte an ihren malträtierten Körper, aber ignorierte auch nicht das andere Gefühl, das in ihr hochgestiegen war.

Neugierde!

Sie traute Selma Scott alles zu. Und sie hatte den Weg eingeschlagen, um sich als Heldin feiern zu lassen. Sie wollte in die Zeitungen kommen und auf dem Bildschirm erscheinen.

Das alles drängte sich wieder hoch, und es überspülte die schmerzenden Knochen und Muskeln.

Harriet Slade wußte jetzt, was sie tun mußte.
Sie würde dieser Person heimlich folgen und - wenn möglich - den Beweis für deren Untaten erbringen…

***

Ich lag über der Schulter dieser hexenhaften Alten, glotzte immer wieder zu Boden, wo sich ihr und mein Schatten abmalte. Ich dachte daran, daß ich aus eigener Kraft diese verfluchte Falle nicht sprengen konnte.
So leicht war es also, den Geisterjäger John Sinclair auszuschalten. Ein paar Tropfen oder Tabletten aus der Giftküche der Pharmaindustrie, und schon war ich out.
Ich sah auch die alten, düsteren Hauswände und das rissige Pflaster der Gasse, durch die wir schritten. Die beiden Dinge huschten an mir vorbei wie ein Film, und ich hörte auch das harte und gänsehauterzeugende Kratzen, als das metallene Spatenblatt über den Belag der Gasse hinwegschleifte.
Dieses Werkzeug hatte an einem Baumstamm im verwilderten Vorgarten gelehnt, und Selma Scott hatte im letzten Augenblick danach gegriffen, bevor sie das Grundstück verließ.
Sie würde ihn brauchen…
Selma hatte kein Wort mehr gesprochen, seit wir das Haus verlassen hatten. Für sie war ich so gut wie erledigt.
Ob sie atmete oder nur keuchte, war für mich nicht so genau herauszufinden. Jedenfalls hatten mich die Geräusche zuerst gestört, jetzt hatte ich mich an sie gewöhnt.
Die Gasse schien kein Ende zu nehmen, die düsteren Hausfassaden ebenfalls nicht. Wohin wir gingen, konnte ich nicht erkennen, mein Blick war nach hinten gerichtet. Ich starrte in die Gasse hinein und hoffte darauf, daß sich irgendwann eine Haustür öffnen und jemand seine Wohnung verlassen würde.
Es war vergeblich.
In diesem verfluchten Kaff zogen sich die Menschen wohl mit den Hühnern zurück.
Dann veränderte sich dort etwas.
Dicht über dem rissigen Pflaster huschte etwas hinweg. Es waren sich schnell bewegende Wesen, die so gut wie lautlos liefen und schneller waren als wir.
Ich konzentrierte mich auf sie und sah sehr bald die funkelnden Kreise. Da wußte ich, wer dabei war, uns einzuholen.
Katzen!
Pechschwarze Katzen. Wenn mich nicht alles täuschte, zählte ich sechs dieser Tiere.
Ich bin ein Katzenfreund. In diesem Augenblick aber paßten sie mir

überhaupt nicht.

Auch veränderten sie ihr Tempo, sie liefen schneller, sprangen manchmal sogar, so daß eine Katze die andere im Sprung überholte, als wollte jede die erste sein, die uns erreichte.

Und sie blieben bei uns.

Sie paßten sich der Schrittfolge der hexenhaften Frau an, die ihren Kopf nach rechts und links drehte, die Tiere sah und sehr froh darüber war. Sie lachte leise. Aus ihrem Mund drang ein Zischen, und sie begrüßte die Tiere mit geflüsterten Worten.

»Ich wußte, daß ihr mich nicht im Stich lassen würdet, meine Freunde. Ja, ich wußte es genau. Kommt zu mir, bleibt in meiner Nähe. Es wird alles wunderbar werden. Ihr werdet zuschauen können, wie ich dem Mond ein Opfer bringe und wie ich es dann durch seine Kraft schaffe, wieder zu erblühen. Ihr werdet euch mit mir freuen, meine Lieben, das kann ich euch versprechen.«

Sie reagierten sogar, sie sprangen die Frau an, wild und freudig, wie mir schien, und auch ich wurde nicht verschont, denn einige Male kratzten Krallen über meine Handrücken.

Die Katzen hatten mich abgelenkt. Mir war nicht aufgefallen, daß wir die alte Gasse längst hinter uns gelassen hatten und über das freie Feld gingen.

Rechts lagen noch einige Häuser, allerdings abgeschirmt durch hohe Laubbäume.

Der Weg wurde beschwerlicher. Selma Scott mußte mehr als einmal stampfen, was ihr nicht gefiel, denn ich hörte ihr wütendes Schimpfen, aber sie hielt durch.

Ihre Kraft war so stark, daß sie nicht einmal die Schulter wechselte und mich auf die andere legte.

Sie ging unbeirrt ihren Weg. Es war nur eine Frage der Zeit, wann wir den Friedhof und damit auch das für mich vorbereitete Grab erreichten.

Da erschien vor uns das breite Eingangstor. Im Mondlicht warf es einen Schatten, deshalb konnte ich es auch erkennen.

Sie mußte das Tor aufziehen.

Die Katzen drängten sich dicht um unsere Beine. Sie schabten mit ihren Körpern am Stoff der Hose, sie schrieen leise oder miauten, bewegten ihre Pfoten über den Boden und rissen mit ihren Krallen die Erde auf.

Das Tor ›schrie‹ leise, als die Alte es nach außen zog und den Weg freimachte.

Zuerst huschten die Katzen auf das Gelände. Flink und beinahe lautlos. Sie wußten genau, wohin, sie zu laufen hatten und tauchten ein in die Finsternis.

Natürlich befand ich mich nicht zum erstenmal auf einem Friedhof.

Sie gehörten praktisch zu meinen bevorzugten ›Arbeitsplätzen‹, aber nie zuvor hatte ich ein solches Gelände auf eine derartige Art und Weise ›betreten‹.

Trotz meiner unbequemen Lage bekam ich einiges von der gespenstischen Atmosphäre des Friedhofs mit. Wir bewegten uns nicht durch den neueren Teil des Totenackers, sondern waren dort, wo die alten Gräber lagen, die Familiengruften. Ich war gespannt darauf, wo sie das Grab für mich ausgesucht hatte. Wenn wir auf den neuen Teil gingen, wo auch mein alter Lehrer begraben lag, würde es noch dauern, aber danach sah es nicht aus, denn wir verließen den breiten Weg und betraten einen schmalen Pfad, dessen Seiten von einer Hecke eingefriedet wurden.

Ich hörte ihre Tritte, die über den Untergrund kratzten. Ich sah die Augen der Katzen. Ich schwang immer wieder von einer Seite zur anderen. Die Stiche, die dann durch meinen Schädel zuckten, endeten in kleinen Explosionen, so daß mir hin und wieder schwarz vor Augen wurde, und ich hatte es noch nicht geschafft, mich zu erholen.

Die Wirkung des verdammten Teufelszeugs würde wohl noch eine ganze Nacht anhalten. Ob ich überhaupt noch so lange lebte?

Die Hecke verschwand.

Ich sah die Gräber an den Seiten.

Gepflegte Stätten des Todes, geschmückt mit Grabsteinen oder Blumen, die aus den Hälsen der Vasen schauten.

Wer mehr Geld hatte, verzichtete auf einen normalen Grabstein und hatte eine Figur an das Kopfende des letzten Grundstücks gestellt. Engel, Heilige in den unterschiedlichsten Posen, meistens sehr kitschig. Rote Lampen leuchteten auf manchen Gräbern.

Daß wir unser Ziel erreicht hatten, merkte ich daran, daß Selma stehenblieb und so etwas wie ein triumphierendes Grunzen über ihre Lippen drang. Danach beugte sie sich zur Seite, damit ich ihr von der Schulter rutschen konnte.

Ich hatte Angst, hart aufzuprallen verkrampfte mich, aber Selma sorgte für mich, indem sie mich kurz vor dem Aufprall abfing, mich auf die Beine stellte und festhielt.

Ich schwankte.

Die Welt drehte sich vor meinen Augen, weil ich Schwierigkeiten mit dem Kreislauf hatte. Die Büsche und Bäume gerieten in einen regelrechten Kreislauf, und es sah so aus, als würden sie auf Hügeln stehen, die auf- und niederwallten.

Nach einer Weile erst ›beruhigte‹ sich die Umgebung in meiner Nähe, so daß ich wieder klarer sehen konnte.

Zum Greifen nahe sah ich das uralte Gesicht der Selma Scott vor mir. Ein modriges Schnitzwerk mit Falten, Rissen, Einkerbungen und Buckeln, zwischen denen die Nase hervorstach.

Ich konnte die Farbe der Augen nicht ganz erkennen. Jedenfalls waren sie dunkel und wäßrig.

»Jetzt ist die Zeit da«, erklärte sie mir zischend. »Wir haben den Ort erreicht.«

Ich antwortete nichts, sondern drehte den Kopf etwas nach links, um an ihr vorbeischauen zu können.

Vor dem Grab hockten die Katzen. Pechschwarze Körper, dicht zusammengedrängt, als wollten sie sich vor irgendeinem Sturm in Sicherheit bringen.

Manchmal miauten sie auch, rieben die Köpfe gegeneinander, und zwei von ihnen setzten mit einem Sprung über das offene Grab hinweg, um an der anderen Seite zu landen.

Es war alles vorbereitet worden. Wahrscheinlich würde am nächsten Tag hier jemand beerdigt. Die offene Grube war an ihrem oberen Rand durch Holzbretter abgestützt worden. Nicht weit entfernt bildete die Erde einen kleinen Hügel.

Wind strich über den alten Friedhof. Er war kräftig genug, um mit den Blättern spielen zu können.

Sie schabten übereinander, ein geheimnisvolles Rascheln erklang und wehte auf mich zu wie zahlreiche, flüsternde Stimmen, die mir einen Abschiedsgruß zuraunen wollten.

Abschied für immer.

Abschied vom Leben.

Die Alte drehte mich herum. Sie knurrte dabei und sprach dann von ihrem neuen Leben, das mit meinem Tod beginnen würde. Ich stand zwar mit beiden Füßen auf der weichen Erde, aber hätte Selma mich losgelassen, wäre ich zusammengefallen.

Mein Blick war auf das Grab gerichtet.

Die rechteckige Öffnung kam mir vor wie ein finsterer Schlund ohne Ende.

Wie Wächter umhockten die schwarzen Katzen das Loch. Ihre Augen leuchteten so kalt wie der Glanz der Gestirne.

Jenseits des Grabes wuchs dürres Gestrüpp so dicht zusammen, daß es wie eine Mauer wirkte, die keinen durchlassen wollte.

Diese Umgebung kam mir vor wie das Ende der Welt.

Selma Scott hielt mich an den Oberarmen fest. Ihre Finger waren wie geschmeidige, aber dennoch harte Weidenruten, und sie ließen mich los, als sie mich vordrückten.

Ich spürte sie im Rücken und an meinen Hüften. Meine Füße pendelten, mehr war nicht drin. In dieser Haltung wurde ich auch auf das frische Grab zugeschoben.

Seltsamerweise spürte ich keine Angst vor dem Tod. Nur davor, daß ich mir bei dem Sturz etwas brechen konnte und dann mit den wilden Schmerzen zu kämpfen hatte.

Alles war so anders geworden. Ich war kein Mensch mehr, sondern nur eine Marionette ohne Fäden.

Direkt vor dem unteren schmalen Ende blieb ich stehen, gehalten von den Händen der teuflischen Greisin. Sie genoß ihren Triumph, flüsterte in mein rechtes Ohr und sprach davon, was wohl ihr Mann sagen würde, wenn er das hätte erleben können.

»Er würde dich zur Hölle schicken!« keuchte ich.

Da lachte sie und gab mir recht. »Wahrscheinlich ja. Irgendwo seid ihr euch ähnlich, aber das ist vorbei. Hyram hat seine ewige Ruhe gefunden, du wirst ihm folgen.«

Da sie mich nur an den Hüften hielt und meine Arme freilagen, versuchte ich, sie zu bewegen.

Es klappte nicht.

Die Hände waren steif, und ebenso steif hingen auch meine Finger nach unten.

Nichts zu machen.

Vorbei…

»So«, sagte sie wieder an meinem Ohr. »Es ist soweit. Ich werde dich in die Grube hineinstoßen und dann damit anfangen, die Erde auf dich zu kippen. Man wird sich morgen zwar darüber wundern, aber das kann mir egal sein, Sinclair. Wer weiß denn schon; was unter dieser Erde liegt? Keiner, nur ich.«

Alles wies darauf hin, daß sie sich nicht von ihrem Plan abbringen lassen würde. Hatte es da noch Sinn, etwas zu sagen, einige Worte dagegen zu sprechen?

Ich glaubte nicht daran. Diese Frau war zu grausam, sie gehorchte anderen Gesetzen, denen des Mondes und seinen geheimnisvollen, schwarzmagischen Kräften.

Ich dachte in diesem Augenblick auch an Suko.

Durch teuflische Kräfte war er zu einem Kind und praktisch wehrlos gemacht worden. Es war uns noch gelungen, ihn aus Cigams Klauen zu retten, aber an seinem Zustand hatten wir nichts ändern können.

Es gab ihn als Geisterjäger praktisch nicht mehr. Und in kürzester Zeit würde es mich auch nicht mehr geben.

Man hatte uns beide aus dem Weg geräumt. So schnell, so hastig und brutal ging das.

Ich atmete heftig. Mir wurde übel, bereits ein erstes Anzeichen der Angst, die zwangsläufig kommen würde. Da reagierte ich wie jeder andere Mensch auch.

Ich schwankte.

Selma ließ mich los.

Sie stieß mich an.

Dieser kurze Stoß reichte aus.

Ich fiel nach vorn.

Und das verfluchte Grab öffnete sich mir wie der Fallschirm eines Springers…

***

Vor dem offenen Friedhofstor blieb Harriet Slade stehen. Erst jetzt, wo sie etwas zur Ruhe kam und die innere Spannung nachließ, merkte sie wieder die Schmerzen, die ihren Körper quälten und praktisch keinen Muskel und keine Sehne ausließen.

Für sie kam es schon einem kleinen Wunder gleich, daß sie sich überhaupt auf den Beinen halten konnte und den Weg bis hierher geschafft hatte.

Der Friedhof…

Als sie daran dachte und durch das offene Gittertor schaute, bekam sie eine Gänsehaut. Sie bedeckte wie ein Schauer aus Eis ihre gesamte Gestalt, und selbst auf der Kopfhaut spürte sie das Prickeln.

Es war ihr gelungen, diese Selma Scott zu verfolgen, ohne von ihr entdeckt zu werden. Für diese kleine Meisterleistung hätte sie sich gerne selbst auf die Schulter geklopft, das aber wäre nur mit neuen Schmerzen verbunden gewesen, deshalb ließ sie es bleiben und suchte vor sich das breite, freie Gelände ab.

Rechts lag die Leichen- und Trauerhalle. Der Turm der Kirche überragte den Bau als starrer Schatten.

Vor ihr war der breite, mit Steinen bestreute Platz leer. Aber dort, wo er in den Hauptweg einmündete, ging die alte Frau mit dem Gefangenen über der Schulter.

Mittlerweile hatte ihn Harriet erkannt. Es war der Mann, der mit ihr auf der Beerdigung gesprochen hatte. Ein Fremder, aber jemand, der diese Selma Scott wohl nicht leiden konnte.

Daß sie zusätzlich noch einen Spaten mitführte, ließ auf etwas Schreckliches schließen. Da konnten gewisse Alpträume zur Wahrheit werden, und Harriet dachte daran, daß der Mann begraben werden würde. Womöglich noch lebendig.

Sie schüttelte sich.

Weglaufen und die Polizei alarmieren? Das wäre eine Möglichkeit gewesen, allerdings hätte sie Zeit gekostet. Außerdem wäre Harriet dann nicht die Heldin gewesen.

Nein, sie würde weitergehen, auch wenn sie sich vor einem nächtlichen Friedhof fürchtete. Und sie mußte sich beeilen, sonst waren die Personen noch verschwunden, schließlich bot das Gelände genügend Deckung.

Harriet Slade wuchs in diesen Augenblicken über sich selbst hinaus, als sie durch das Tor schlüpfte und sich dann ärgerte, weil ihre Füße auf den kleinen Steinen bei jedem Tritt zu viele Geräusche hinterließen. Aber sie machte weiter, sie überwand ihre Schmerzen,

sie ging schneller, auch wenn sie humpelte.
Wo steckte die Frau?
Am Ende des Platzes blieb sie stehen.
Für mehrere Wege konnte sie sich entscheiden. Erst hatte sie mit dem Gedanken gespielt, den Hauptweg einzuschlagen, sich aber dann gesagt, daß die Person nicht durch einen zufällig daherkommenden nächtlichen Friedhofsfreak entdeckt werden wollte und deshalb andere Pfade eingeschlagen hatte.
Auch sie tat es.
Die stille, mit Gräbern und Grabsteinen geschmückte unheimliche Landschaft schluckte sie. Harriet bewegte sich durch die dichte Finsternis, die aus Hunderten von Armen zu bestehen schien, deren Hände über ihren gesamten Körper strichen, als wollten sie diesen immer wieder zurückhalten.
Die Luft war nicht nur kühl, sondern auch feucht geworden. Hin und wieder hörte sie ein Rascheln aus dem Unterholz, abgegeben von einem Tier, das sich in der Nacht wohl fühlte.
Wo steckte dieses Weib?
Am Ende des Weges und neben einem viereckigen Wasserbecken blieb sie stehen. Dicht in der Nähe wuchs eine Trauerweide, deren Blätter über ihre Haare strichen.
Nichts war zu hören.
Oder?
Waren das Schritte, die sie vor sich vernahm? Oder mischten sich beide Geräusche zu einem einzigen?
Was immer dies auch sein mochte, sie ging davon aus, daß sie keine natürliche Ursache besaßen.
Harriet mußte hin.
Es gab für sie zwei Möglichkeiten. Sie konnte den Weg wieder zurücklaufen und einen anderen einschlagen oder sich aber quer durch das Gebüsch schlagen.
Die Strecke war kürzer, aber auch mit wesentlich mehr Geräuschen verbunden. Sie würde Hindernisse durchbrechen müssen, starres Gestrüpp zertreten und zur Seite räumen, aber was tat ein Mensch nicht alles, der zu einem Held werden wollte und sein Leben lang bisher nur immer im zweiten Glied gestanden hatte?
Und wieder einmal wuchs die Frau über - sich selbst hinaus, selbst die Schmerzen in ihrem zerschundenen Körper spürte sie nicht mehr. Für sie galt einzig und allein der Blick nach vorn. Sie wollte siegen, sie wollte gewinnen, sie wollte es allen zeigen. Von keinem wollte sie sich den Sieg streitig machen lassen.
Schon nach den ersten Schritten kam sie sich vor, als hätte sich die Natur gegen sie verschworen.
Das Buschwerk war an einigen Stellen so dicht zusammengewachsen,

daß sie nur mehr schlagen und zerren konnte, um sich überhaupt einen Weg zu bahnen.

Immer wieder peitschten Zweige wie Gummilatten zurück und erwischten ihren Kopf.

Harriet ließ sich nicht aufhalten. Sie wußte selbst nicht, woher sie die Kraft nahm. Ihr innerer Motor lief auf Hochtouren, sie fühlte sich wie ein Wesen, das niemand mehr aufhalten konnte.

Und sie kämpfte sich weiter vor.

Vor ihr erschien ein Weg. Mehr ein Pfad, so schmal war er. Sie überquerte ihn nicht mehr, sondern zuckte zurück, denn als sie nach rechts schaute, sah sie die Gestalt der Selma Scott.

Noch immer trug sie den langen Mantel, sie bewegte sich in einem bestimmten Rhythmus, sprach dabei mit sich selbst, tauchte das Spatenblatt in den Lehmhaufen neben dem Grab, hob Erde an, die sie dann in die Öffnung hineinschleuderte.

Das tat sie bestimmt nicht zum Spaß. Im Grab mußte dieser Mann liegen, den sie an diese Stelle geschleppt hatte.

Vielleicht war er noch lebendig…

Als Harriet daran dachte, wurde ihr ganz anders. Mühsam unterdrückte sie ihr Entsetzen, preßte die Hand vor den Mund, wartete aber nicht zu lange und ging vor.

Jetzt kam es darauf an.

Sie oder Selma.

Harriet schaltete ihre Gedanken aus. Sie sah nur das Ziel und kam sich vor, als würde sie auf einer Wolke schweben, während die andere weiterhin die Erde in das Grab zurückschaufelte.

Aber die Katzen merkten die Veränderung.

Sie verließen ihre Plätze, bewegten sich unruhig und miauten klagend. Selma unterbrach ihre Tätigkeit. Sie stemmte den Spaten in den Lehmhaufen, drehte sich nach links und schaute der nur wenige Yards von ihr entfernten Harriet Slade entgegen.

Sie war nicht einmal überrascht, nickte nur, und ihre geflüsterten Worte schwangen Harriet entgegen.

»Sie an, sieh an, es kommt Besuch.« Hart lachte sie auf, schaute gegen das Grab. »Dort ist auch noch für eine weitere Person Platz, meine liebe Harriet…«

***

Ich war in die Grube hineingefallen, ich war auch aufgeschlagen, ich hatte geschrieen, aber das enge Grab hatte meinen eigenen Schrei verschluckt.

In meinem Körper hatten sich die Schmerzen explosionsartig ausgebreitet. Ich hatte mich nicht einmal zusammenkrümmen können, ich war so gefallen, wie ich hineingestoßen worden war, direkt auf die

harte Erde.

Blut rann aus meiner Nase. In der Stirn pochten die Stiche, die Schmerzen durchschossen mich wie glühende Pfeile. Meine Knie taten mir weh, der rechte Knöchel ebenfalls, auch der rechte Ellbogen war davon nicht verschont geblieben.

Wie eine Leiche lag ich da.

Ich konnte mich nicht bewegen. Beim Fall war ich gegen die Grabwand geprallt, und dieser Aufschlag hatte meinem Körper eine Drehung gegeben, und ich war in eine andere Lage hineingeraten, die es mir ermöglichte, in die Höhe zu schauen.

Am Grabrand stand sie wie der Tod, der darauf wartete, mich in die Klauen zu bekommen.

Sie wuchs hoch wie ein versteinerter Schatten. Unter der Kapuze zeichnete sich bläulichbraun schimmernd das alte Gesicht mit den etwas helleren Augen darin ab.

Eine böse, eine widerliche, eine haßerfüllte Fratze, aus der mir ein leises Kichern entgegenschwang, bevor sie eine Frage stellte. »Na, Sinclair, wie fühlt man sich in einem Grab?«

Ich hatte Mühe, ihr eine Antwort zu geben und konnte nur flüstern. »Sehr gut.«

»Das wird sich ändern.«

Sie trat zurück, bevor ich noch etwas sagen konnte. Selma geriet aus meinem Blickfeld, und als ich sie dann wieder sah, hielt sie den Spaten. Sie hob ihn an, drückte ihn vor und ließ ihn mit der Kante des Spatenblatts nach unten über der Graböffnung schweben. »Wenn ich ihn jetzt fallen lasse, durchbohrt er deinen Bauch, Sinclair, aber das habe ich ja nicht vor. Ich will dich lebendig begraben. Du willst in Würde sterben. Hyram hat immer wieder von dir gesprochen, ich bin recht gut über dich informiert worden, und deshalb habe ich mich für diese Möglichkeit entschlossen. Stirb in feuchter Erde, Sinclair!«

Sie trat wieder zurück.

Ich wartete und lauschte gleichzeitig auf bestimmte Geräusche, die zunächst nur in meiner Phantasie zu hören waren, dann real wurden, als Selma das Spatenblatt in den Lehmhaufen stieß. Es hörte sich an, als hätte sie in Teig geschlagen.

Sie kam wieder.

Diesmal mit einer vollen Schaufel.

Eine kurze Drehung, ein kleiner Schwung, dann verließ die Ladung den Spaten und fiel nach unten.

Wie hart Erde sein kann, erlebte ich eine Sekunde später, als sie auf meine Beine prallte. Ich hatte den Eindruck, von einer Eisenladung getroffen zu werden, und meine Schienbeine durchzog ein harter Schlag. Die Frau ließ sich mit der zweiten Ladung Zeit. »Na?« höhnte sie mir entgegen. »Paßt es?«

Ich sagte nichts, nur meine Lippen verzogen sich. Sie aber ging weg, kam zurück, und die nächste Ladung flog mir entgegen. Diesmal erwischte sie nicht meine Beine, sondern meinen Bauch. Und wieder hatte ich das Gefühl, als hätte jemand mit einem breiten Brett drauf geschlagen. Ein wuchtiger Hieb, der mir nicht nur die Luft raubte, sondern auch Übelkeit in mir hochsteigen ließ.

Sie aber lachte und machte weiter.

Dabei ging sie so raffiniert vor, daß sie meinen Kopf, den Hals und einen Teil der Brust freiließ. Das wollte sie erst zum Schluß mit Graberde bedecken.

Noch zwei Ladungen hieben gegen mich.

Wollte sie mich foltern? Sollte ich mich noch länger auf meinen ›Tod‹ vorbereiten können?

Ich lag da und konnte nicht einmal den kleinen Finger richtig bewegen. Auf meinem Unterkörper drückte die Last der Erdmenge. Ich hatte das Gefühl, in den Boden hineingepreßt zu werden, so schwer war sie. Mein tiefes, keuchendes Luftholen erfüllte das rechteckige Grab, aber es wurde von einem anderen Geräusch überlagert.

Eine Frauenstimme drang an meine Ohren. Es war nicht die der Selma Scott, obwohl sie zuvor schon gesprochen, ich aber auf die Worte nicht geachtet hatte.

»Ja, Selma, ich bin da.«

Himmel, wer war das?

Ich lag da, kam mir schon vor wie ein Toter und dachte über diese Stimme nach.

Die kannte ich. Wo, zum Henker, hatte ich sie schon einmal gehört? Ich wußte es im Moment nicht, aber meine Gedanken arbeiteten fieberhaft, und ein Adrenalinstoß durchschoß meinen Körper. Ich spürte so etwas wie Hoffnung, und plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Ohren.

Ja, diese Frau hatte sich auch mit mir unterhalten. Und das war genau hier auf dem Friedhof gewesen, als ich an Dr. Scotts Beerdigung teilgenommen hatte.

Eine Miß war es gewesen.

Sogar der Name fiel mir jetzt ein.

Slade, hieß sie…

Meine Gedankenkette riß, denn ich hörte über mir Geräusche. »Zur Hölle werde ich dich schicken, du alte Vettel! Warte nur, ich mach dich fertig.«

Diesmal hatte Selma gesprochen, und meine Hoffnung schmolz dahin wie Eis auf der heißen Herdplatte…

***

Jetzt mußt du eine Heldin sein! Jetzt mußt du über deinen eigenen

Schatten springen!

Das hämmerte sich Harriet Slade immer wieder ein. Diese Sätze waren wie Trommelschläge, die ihr Gehirn malträtierten, und sie sah nur den Weg nach vorn.

Kein Zurück mehr.

Auch wenn es ihr schwerfiel, denn die veränderte Selma Scott hatte ihr bereits erklärt, was sie mit ihr machen wollte. Die Katzen waren verschwunden, lauerten sicherlich irgendwo in den Büschen, aber darauf kam es jetzt nicht an.

Harriet hatte nur Augen für Selma Scott!

Sie stand breitbeinig neben dem Grab. Hinter ihr türmte sich der Erdhügel hoch. Den Spaten hielt sie schräg, und zwar so, daß das blanke Blatt nach links zeigte.

Vor ihm fürchtete sich Harriet. Er war an seiner unteren Kante sicherlich so scharf wie ein Messer und würde sie nach mehreren Stößen zerstückeln können.

Daß Helden auch Angst haben können, spürte sie am eigenen Leibe. Sie hatte Mühe, ihr Zittern zu unterdrücken, aber sie lief nicht weg, nein, sie ging sogar vor.

Ihr Körper reagierte fast normal. Es waren keine Schmerzen mehr zu spüren, jetzt konzentrierte sie sich einzig und allein auf die vor ihr liegende Aufgabe.

»Ja, komm nur näher!« flüsterte das häßliche, alte Weib. »Komm nur her, Harriet…«

Sie ging weiter.

Selma bewegte den Spaten. Das Mondlicht fiel auf sein blankes Blatt und hinterließ dort einen blassen, gefährlichen Schimmer. Selma bewegte ihren Oberkörper nach vorn und sorgte dabei für leichte Pendelbewegungen. Den Spaten hielt sie starr.

Urplötzlich rannte sie los.

Sie kreischte dabei. »Zur Hölle werde ich dich schicken, du alte Vettel! Warte nur, ich mache dich fertig!«

Harriet Slade wartete nicht, bis sie das Spatenblatt im Leib erwischte. Sie drehte sich weg, lief einige Schritte und schlug sogar einen Bogen. Dabei wunderte sie sich, wie leicht es gewesen war, der Waffe auszuweichen, doch als sie das häßliche Lachen hörte, wußte sie auch, daß sie auf eine Finte hereingefallen war.

Die andere war hinter ihr.

Und sie bot ihr ausgerechnet den Rücken an. Schräg vor sich sah sie das Grab, das sie im Augenblick nicht interessierte. Sie mußte sehen, was hinter ihr war.

Als sie das Keuchen hörte, wirbelte sie herum.

Vor ihr stand Selma Scott. Sie hatte den Spaten angehoben und hielt ihn wie eine Lanze. Es gab keine Zweifel, daß sie ihn auch so

schleudern würde.
Er flog auf Harriet zu, begleitet vom Schrei der schrecklichen Greisin. Aber ein Spaten war keine Lanze. Seine Gewichte waren anders verteilt, er blieb nicht auf dem direkten Weg.
Harriet hätte es nicht mehr geschafft, dem Instrument zu entkommen. Ihr Glück war es, daß er sich noch in der Luft drehte, dabei mit dem Blatt wegkippte, sie aber trotzdem noch erwischte.
Zum Glück mit dem Griff.
Der Treffer war dennoch hart genug, um Sterne vor ihren Augen aufblitzen zu lassen.
Das klumpige Ende des Griffs hatte sie zwischen Kinn und Wange getroffen, und sie hatte das Gefühl, von einem Pferd getreten worden zu sein. Harriet konnte nicht mehr auf der Stelle stehenbleiben, sie torkelte zurück, begleitet vom Lachen der Selma Scott, die ihr zuschaute und sich als die Siegerin fühlte.
Harriet Slade wußte nicht mehr, was mit ihr geschehen war. Sie hatte den Überblick verloren, torkelte immer weiter zurück und merkte nicht, wie nahe sie dabei dem offenen Grab kam.
Selma Scott aber lief vor. Es paßte ihr nicht, daß sie den Spaten verloren hatte. Sie wollte ihn sich wiederholen, hatte ihn bald erreicht, bückte sich, und genau in diesem Augenblick hatte Harriet Slade den Grabrand erreicht und trat mit dem rechten Fuß ins Leere.
Sie schrie und fiel…

***

Auch ich hörte den Schrei, dann sah ich den Schatten über mir. Im nächsten Moment prallte er auf und gegen mich.
Zum Glück nicht auf meinen Kopf, Harriet Slade landete auf meinen Beinen. Jetzt war es von Vorteil, daß sie von einigen Lehmladungen bedeckt wurden, das dämpfte den Aufprall etwas.
Sie klappte zusammen. In der Enge des Grabes nahm ihre Haltung, als sie einen Arm ausstreckte, groteske Züge an, doch sie stützte sich ab und fiel nicht auf mich.
Auch war sie weicher gelandet als ich, hatte sich nichts verstaucht oder gebrochen.
»Harriet!« keuchte ich.
Noch auf mir liegend, drehte sie sich herum. Sie schaute in mein Gesicht, ich starrte sie an, dann schüttelte sie den Kopf.
»Ich… ich kann es nicht.«
Mir war eine wahnsinnige Idee durch den Kopf gezuckt. »Ich kann mich nicht bewegen, Harriet. Kommen Sie näher - bitte. Aber kommen Sie schnell, bevor Selma erscheint.«
»Wieso… aber was…?«
»Kommen Sie!« drängte ich.

Sie nickte und kroch über meinen Körper hinweg auf den Kopf zu. Ihr Gesicht war schmutzig, die Augen wirkten wie helle, fiebrige Kreise, sie starrte mich an, und ich sprach.

»Keine Frage, Harriet. Tun Sie alles, was ich Ihnen sage. Nur so haben wir eine Chance.«

»Und wie?«

»Nehmen Sie meine Pistole.«

»Was soll ich?«

»Sie steckt im Gürtel, Harriet. Bitte, ich bin wie gelähmt, ich kann mich nicht bewegen, es ist unsere einzige Möglichkeit. Sie müssen die Waffe an sich nehmen und auf die Frau schießen.«

Sie überlegte.

Von außerhalb des Grabes hörten wir das Lachen. Es klang gemein, widerlich und höllisch.

Selma genoß ihren Triumph.

Vielleicht war es dieses Lachen gewesen, das bei Harriet Slade für eine Kehrtwendung gesorgt hatte. Ihre rechte Hand verschwand unter dem Lehm, näherte sich meiner linken Hüfte, und ich konnte nichts anderes tun, als zu hoffen und zu beten.

Hoffentlich blieb uns noch die Zeit.

Sekunden waren jetzt wichtig.

»Ich habe sie.«

»Können Sie damit umgehen?«

»Nein, ich habe noch nie geschossen.« Sie zog die Waffe hervor. In ihrer Hand wirkte sie wie ein Fremdkörper.

»Okay. Da ist ein kleiner Hebel. Dort müssen Sie die Waffe entsichern. Sehen Sie ihn?«

Harriet schaute auf die Waffe. »Ja.«

»Machen Sie es.«

Ihre Finger flatterten, aber sie schaffte es und erntete von mir ein Lob. »Gut so, die Waffe ist schußbereit. Wenn diese Frau am Grabrand erscheint, dann drücken Sie einfach ab. Halten Sie die Waffe hoch und mit beiden Händen fest.«

Harriet nickte.

»Und jetzt viel Glück!«

Sie mußte sich drehen. Da das Grab nicht genügend Platz bot, geschah dies auf meinem Körper.

Aber das machte mir nichts.

Dann schaute ich auf ihren Rücken, aber mein Blickfeld war zum Glück so breit, daß ich auch an der Gestalt vorbei und zum Grabrand schauen konnte.

Da erschien Selma!

Plötzlich wuchs sie hoch, den Spaten hielt sie mit beiden Händen fest, wie Harriet meine Beretta.

Selma schaute hinab.

Wahrscheinlich hatte sie die Waffe nicht gesehen,, sonst hätte sie anders gesprochen. So aber sagte sie voller Triumph und Hochgenuß. »Ah, sieh an, ich habe beide…« Sie hustete. »Zu zweit sterben und dabei in einem Grab liegen. Ist fast wie bei der Mafia.«

»Was willst du?« schrie Harriet.

»Ich ramme dir den Spaten in den Schädel, du verfluchtes, dreckiges Miststück!«

Harriet hatte alles vertragen können, diese Worte aber nicht. Sie lösten bei ihr so etwas wie eine Initialzündung aus, und als Selma den Spaten anhob, den Arm zurückdrückte und den Gegenstand in die korrekte Zielrichtung brachte, da hob auch Harriet Slade die Hände an.

Wie ich es ihr gesagt hatte, hielt sie die Waffe fest. Auch wenn sie weinte und zitterte.

Sie drückte ab.

Immer und immer wieder…

***

Ich hörte die Schüsse, die Detonationen, die Echos, und ich sah, was sie anrichteten.

Welche Kugel Selma erwischt hatte, ob die erste, die zweite oder die dritte, war mir egal, es zählte nur, daß sie getroffen worden war. Das geweihte Silber steckte in ihrem Körper, damit es durch seine Kraft den dämonischen Inhalt austreiben oder vernichten konnte.

Sie schrie.

Dann entfiel ihr der Spaten. Da aber hatte die Wucht der Einschläge sie schon zurückgetrieben, so daß dieses Werkzeug nicht seinen Weg in das Grab fand.

Ich konnte sie nicht mehr sehen. Ihr Schreien wurde zu einem Heulen, dann zu einem Jammern, und plötzlich hörten wir gar nichts mehr, bis auf das Rascheln der Blätter im leichten Wind.

Still war es geworden, sehr still.

Harriet Slade hockte noch immer auf mir. Ich schaute gegen ihren Rücken, bekam trotzdem mit, wie die Arme nach unten sanken, und dann hörte ich eine Frage, die ich nicht begriff.

»Bin ich jetzt eine Heldin?« fragte sie leise.

»Ich denke schon.«

Da fing sie an zu weinen…

***

Irgendwann in der nächsten Stunde hatte Harriet Slade sich soweit erholt, daß sie das Grab verlassen konnte. Es gelang ihr erst beim dritten Versuch, denn zweimal rutschte sie ab, gab aber nicht auf und kroch aus der Grube.

Ich hatte ihr geraten, nach Selma Scott zu schauen, was sie auch tat. Sie kehrte wieder zurück, kniete vor dem Grab nieder und meldete leise: »Sie bewegt sich nicht mehr und sieht aus wie eine tote, ausgetrocknete, braungraue Mumie.«

»Dann haben Sie es geschafft.«

Sie konnte über dieses Lob nicht einmal lächeln. »Und was soll ich jetzt tun, Mr. Sinclair?«

»Die uniformierten Kollegen alarmieren, damit die mich aus dem Grab herausholen.«

»Das kann aber dauern.«

»Ich weiß. Aber wer das hinter sich hat, was ich hinter mir habe, der kann es hier auch noch eine Weile aushalten.«

Sie nickte und meinte: »Irgendwie bewundere ich Sie, Mr. Sinclair.« Dann stand sie auf und ging.

Ich bewunderte mich nicht. Noch immer wirkte dieses verdammte Zeug, und ich wußte nicht, wie lange das noch anhalten würde. Aber ich hatte es hinter mir.

Nicht einmal die Katzen waren zu sehen. Einmal hörte ich noch ein fernes Miauen. Danach umgab mich wieder die Stille eines einsamen, nächtlichen Friedhofs…

***

Noch etwas möchte ich nachtragen.

Harriet Slade *wurde* zu einer Heldin. Zwei Tage lang stand ihr Name in fast allen Gazetten, und immer wieder mußte sie die Geschichte erzählen, wobei sie meiner Bitte nachkam und den Namen Sinclair aussparte…

ENDE